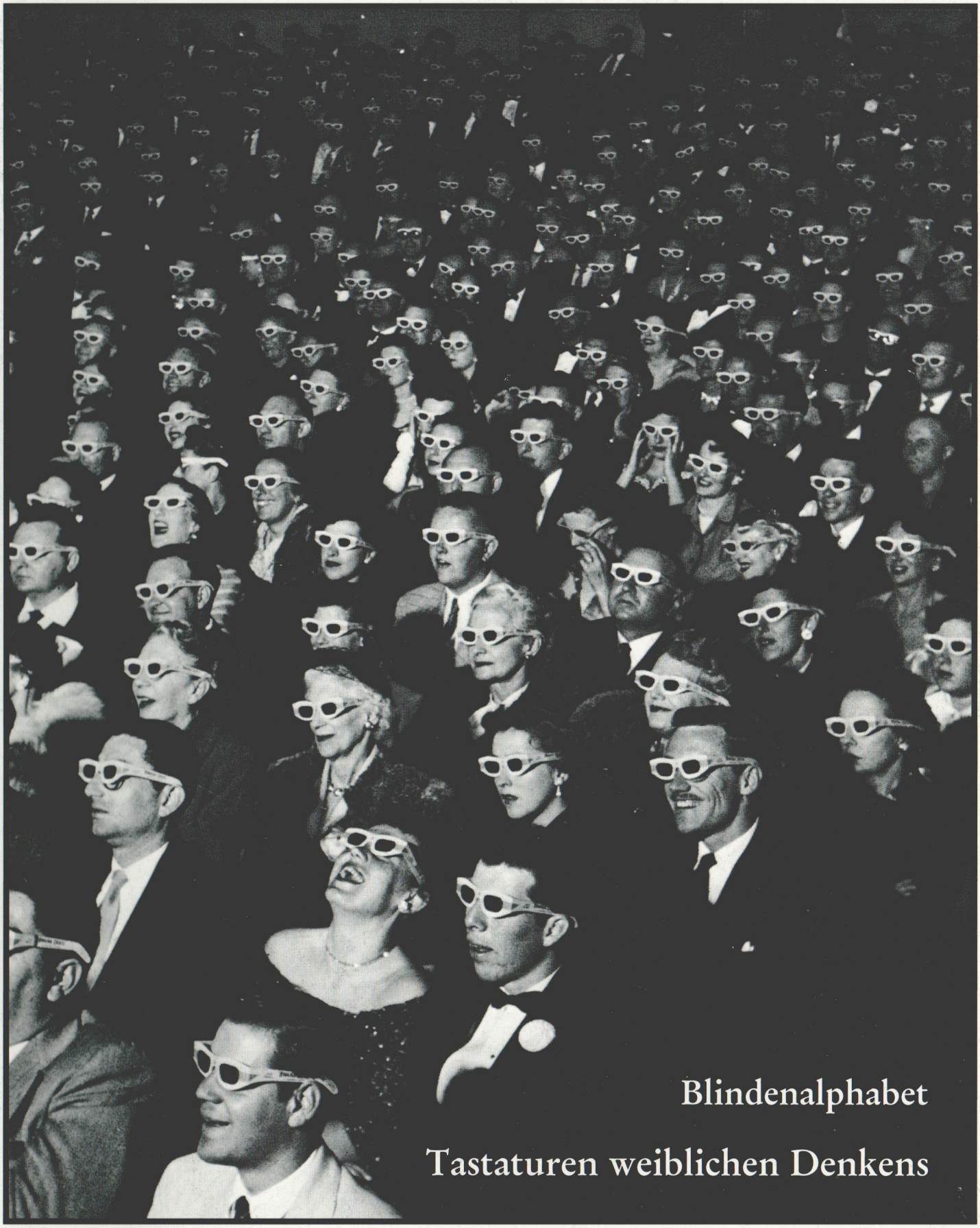
DIE SCHWARZE BOTIN



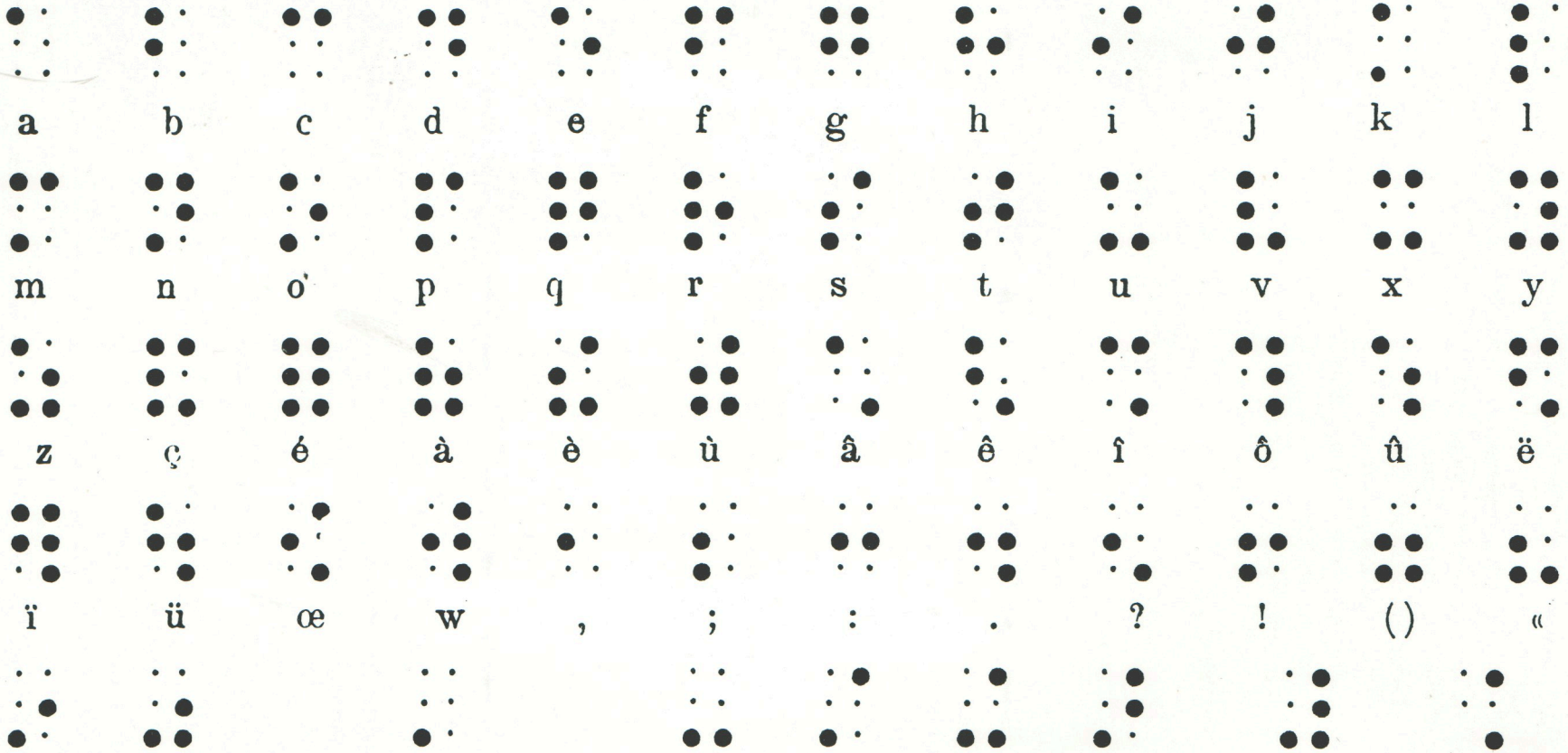
Blindenalphabet

Tastaturen weiblichen Denkens

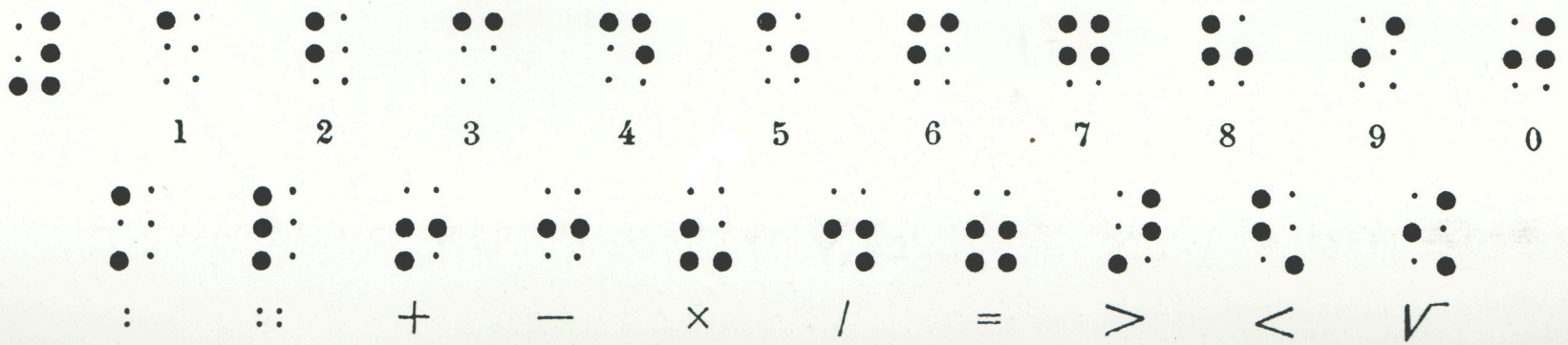
26 März/April/Mai 1985

Berlin · Paris · Wien

LETTRES ET SIGNES DE PONCTUATION



CHIFFRES ET SIGNES MATHÉMATIQUES



komm, sagt das mädchen, meine finger
sind wehe vom nähen, komm nahe mit deiner
stirn, damit ich sie streichle; wegstreiche
die bösen träume. die träume vom nähen, vom
säen, von samen und saat. ich will keine
nähe, sagt sie rüde, ich bin's müde. laß
mich still sein, laß mich schlingern vor
angst. laß mich tasten, laß mich lahmen, laß mich
sein. deine träume von samen, von
säen und saat sind so dumpf und so grundlos.
wenn du angst hast, sagt das mädchen, dann
nimm mir dein leben.

Elfriede Czurda

Das Blut irrlichtert in den Adern;
kein Pfeil des Hasses verwebt den
Gang der Löwin mit dem hellen Tag.
Wie lieblos. – Das Wasser fließt in
schnellen Stößen, und jemand kehrt
zu sich zurück. – Die dunkle Gangart
ufert aus in weite, lichte Regen-
bögen, an denen Nächte hingehn, Reden
und ein Zwiegespräch: daß an dem
andern Morgen auch nicht deutlicher
gestorben sein wird.

Elfriede Czurda

Die Zügellosigkeit der Umkehr:
ein greller Aufbruch vor dem Ziffernsturz.
Den Tag herunter kommen sieben Rosen;
matt wie Schildpatt;
und welk wie eine Krähenschar am Winterhimmel.
Welch lichte Drohgebärde! –
Den nächsten Tag ist Schildpatt ausgestorben.
Die Rosen kommen, welk,
und eine Krähenschar, unzählbar,
zügelt ihre matten Flügel.
Der Aufbruch stürzt,
ein lichter Winterhimmel,
in die Endlichkeit des Zählens.

Elfriede Czurda

Die andere Wirklichkeit.
Traumsprache und Sprachkörper bei Ingeborg Bachmann

Quisiera morir cantando
sobre de un barco leñero
y cultivar en sus aguas
un libro más justiciero,
con letras de oro que digan
„no hay padre para el isleño",
llorando estoy,
ni viento pa' su leñero,
me voy, me voy.
Violeta Parra[1]

Anstelle der Drohung mit dem Mord ist es nun die Verantwortung für das Leben, die der Macht Zugang zum Körper verschafft. (...) Eine Macht aber, die das Leben zu sichern hat, bedarf fortlaufender, regulierender und korrigierender Mechanismen. Es geht nicht mehr darum, auf dem Feld der Souveränität den Tod auszuspielen, sondern das Lebende in einem Bereich von Wert und Nutzen zu organisieren. (...) Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie. Michel Foucault[2]

Die Archäologie der Traumform und die Lektion der Dinge und Körper führen in den Texten von Ingeborg Bachmann zu den Bruchstellen von Geschichte(n): zur Wahrnehmung und zum Begreifen einer anderen Realität. In der Erinnerung des Verschütteten / der Dissoziation / der Verstümmelung / der Traumatisierung werden in der Re-Vision auch Dramen des Weiblichen inszeniert: der erstarrte / verletzte / gedemütigte / gefolterte / getötete Körper und Torso / die enteigneten Dinge / die erstickte / zum Schweigen gebrachte Stimme / die ausgelöschte / kontrollierte / vereinnahmte / verzerrte Schrift / die manipulierten Sinne / das Funktionieren von Menschen-Maschinen unter der herrschenden Vernunftform und Ökonomie, die nicht nur das Leben von Frauen bedrohen. Das „Ich" des Todesartenzyklus setzt dem Schrecken und der Zerstörung seine Negation entgegen, ohne den gläsernen Zellen der konventionellen Verbrechen und den Tötungsstrategien, die „Geist verlangen", entgehen zu können. Im Angesicht des Todes / der Ermordung durchschauen die Opfer die Hintergründe ihres Scheiterns: das Akzeptieren der Schicksalhaftigkeit der ihnen eingeschriebenen Projektionen der „Geborgenheit und Gefahr". Im Ab-Schreiben des Unglücks ihrer Figuren überschreitet die Autorin gleichzeitig die Grenzen ihrer Fest-Schreibung: In der Verdoppelung der existentialistischen Entschlossenheit verweigert sie jedoch den Opfern auch angesichts der Schmerzen und trotz der Gefahr des Mißverständnisses der Wahrheiten eines literarischen „Ich ohne Gewähr" den Irrtum der Ehrenmäler, auf die sie sich identifikatorisch berufen könnten.[3]

Die Re-Vision der zerstörten Körper / des Verstummens und der Archäologie des Leidens / der „Bewegung aus Leiderfahrung" ermöglichen dagegen auch in anderen Erzählungen die Augenblicke des Vergessens und zugleich die Erfahrung der Variabilität und das Wissen um die Differenz, auch die Erinnerung der Sorgfalt gelungener Gesten und Wörter. Als paradoxer Kontrapunkt zur Wiederkehr alltäglicher Belanglosigkeiten, zum Akzeptieren des Inakzeptablen und zum Kassandraruf aus Verzweiflung über die „Welt als Krankheit" erklingt in den essayistischen Fragmenten gleichzeitig der oftmals überhörte politische Anspruch eines Begehrens des „luxuriösen Cortex", der Intensität des Lebens und der Tätigkeiten, in denen – so Ingeborg Bachmann – die „dramatischen Abläufe, die Depressionen, die Hochzeiten (...) verwirklicht werden können".[4]

„Malina soll nach allem fragen. Ich antworte aber, ungefragt: Der Ort ist diesmal nicht Wien. Es ist ein Ort, der heißt Überall und Nirgends. Die Zeit ist nicht heute. Die Zeit ist überhaupt nicht mehr, denn es könnte gestern gewesen sein, lange her gewesen sein, es kann wieder sein, immerzu sein, es wird einiges nie gewesen sein. Für die Einheiten dieser Zeit, in die andere Zeiten einspringen, gibt es kein Maß, und es gibt kein Maß für die Unzeiten, in die, was niemals in der Zeit war, hineinspielt.
Malina soll alles wissen. Aber ich bestimme: Es sind die Träume von heute nacht." (3/174)

Mit diesen Worten eröffnet Ingeborg Bachmann das zweite Kapitel des Romans „Malina" „Der dritte Mann", in dem das literarische „Ich" seine Angstträume erzählt. Umreißt sie damit nur ihr ästhetisches Programm, ihr Bekenntnis zur literarischen Moderne? Literatur als Gegenbewegung zur Festschreibung von Geschichte(n) in den Einbahngeleisen finaler Zeitmaschinen eines funktionierenden Alltags mit den Entweder-Oder-Endstationen Paradies/Katastrophe? Traumarbeit als RE-VISION eines weiblichen Subjekts?

Die „furchtvolle Frage, die das Raum- und Zeitproblem betraf", gestellt an den Vertreter der Institution Wissenschaft in der ironisch beleuchteten akademischen Urszene des Rigorosums im dritten Kapitel „Von letzten Dingen" des Romans „Malina", stellt weitere Bezüge her. Die Frage bleibt für die Erzählerin unbeantwortet, die Logik der Wissenschaft versagt angesichts dieses Problems: ungelöst

wird es der Literatur überantwortet:
„Ich bin mit dem Raum- und Zeitproblem aber später nie fertig geworden. Es wuchs und wuchs." (3/307)
1949 aberkennt Ingeborg Bachmann in ihrer Dissertation über „Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers" der Philosophie ihre Fähigkeit, „die unaussprechbaren, unfixierbaren Unmittelbarkeiten des emotional-aktualen Bereichs des Menschen" zu erfassen.[5] Sie bestimmt dagegen die Kunst als das Medium für den Ausdruck eines „anderen Wirklichkeitsbereichs" – so Ingeborg Bachmann –, als Ort des Dramas, das mit der Terminologie der Wissenschaft nicht eingeholt werden könne.[6]
Die Kompetenzen getrennt? Die Grenzen gezogen? Die Länder zugewiesen? Das Vokabular der Träume legt sich quer; selbst der von der Literatin ausgestellte Paß läßt an der eindeutigen Zuordnung zweifeln. Die Traumform verweigert sich dem eindeutigen Zugriff der Wissenschaft / den Ortungsversuchen ästhetischer Bemühungen.
Die Literaturkritik reagierte auf den „Todesartenzyklus" lange mit Unverständnis. Unter dem Titel „Auf der Suche nach dem Vater" polemisierte Günter Blöcker gegen die „Banalität" des 1971 erschienenen Romans „Malina", wobei er zum Traumkapitel vermerkt:
„Hinzu kommt als besondere Fatalität der bereits erwähnte halluzinatorische Mittelteil mit seiner, das gesamte psychoanalytische Repertoire vom Krokodil bis zu den ausgefallenen Zähnen durchspielenden Traumsymbolik. Konkrete Irrationalität – das ist Sache der Malerei und des Gedichts. Romanprosa kann solche Prozesse nicht manifest machen, sondern bestenfalls beschreiben; und das ist, wie uns hier peinlich demonstriert wird, allemal ein ermüdendes Geschäft."[7]
Hinter dem ablehnenden Gestus vermeintlich distanzierter Kritik decouvriert sich die Abwehr: die andere Realität des Textes entzieht sich dem rationalisierenden Zugriff einer Ästhetik, deren Kalkül Schreibweisen / Lektüren festlegt, ohne nach den eigenen Bedingungen ihres Urteils zu fragen.
Die Träume der Künstler / der Literaten haben allenfalls Tradition. Doch dieser Umgang einer Schriftstellerin mit der Psychoanalyse befremdet. Die Ironie und der schwarze Humor der Autorin treffen antizipierend jedoch nicht nur jene, denen dieser befremdende Umgang zum ermüdenden Geschäft werden sollte. Die Grundrisse einer (wissenschaftlichen) Archäologie der Traumform zeichneten nicht deren Interpreten, sondern die Literatin selbst: In der Re-Vision der Traum-Geschichte(n) des literarischen Ich legt Ingeborg Bachmann auch Schicht für Schicht die Geschichte der Traumsprache frei, in der sich das Geschick ihrer Figuren wiederholt.
Im Wechsel zwischen den dramatischen Szenen der Traumsequenzen und den reflektierenden Dialogpassagen, bzw. den inneren Monologen zwischen dem Ich und Malina wird das Traumkapitel des Romans zu einem philosophischen und historischen Essay über den Traum und das Unbewußte.
„Malina: Was gehen mich diese Geschichten an. Dir träumt ja.
Ich: Ich träume, aber ich versichere dir, daß ich zu begreifen anfange." (3/209)
Ähnlich wie das Ich im Traumkapitel von „Malina" beginnt auch Franza die Zusammenhänge ihres Leidens zu ahnen. Im Traum strukturiert sich für Franza die chaotische Wirklichkeit, der Alltag: die Träume, die „Kompositionen" des Unbewußten, erhellen ihr die Zusammenhänge der „Tagrätsel" (3/411 f). Sie sind auch Anlaß zur Frage nach den Relationen zwischen den Simulationen des Kunstwerks und einer Hieroglyphik der Alltagsproduktionen des Unbewußten. Im Vergleich der Träume Franzas mit den Schreckensvisionen Goyas begibt sich die Kunst / die Künstlerin ihres Sonderstatus: Das Bild / der Text bleibt zwar als Artefakt kenntlich, doch distanziert sich die Autorin von manieristischen Techniken und dem manipulativen Umgang mit Träumen. Der Traum erscheint der Literatin als Verdichtung und Potenzierung der „Einbildungen und Nachbildungen", der „Wahnbildungen und Wahrbildungen" des Schreibvorgangs. Traum und Schrift sind Ergebnisse der „Fahrt durch den Tunnel" / die „Unterwelt". Das Schreiben der Träume und seine / ihre Beschreibung bedingen sich wechselseitig: die Schriftstellerin und Ethnologin der eigenen Kultur / die Ethnolinguistin der Traumsprache(n). Die Rollen oszillieren im Gebrauch der Tunnelmetapher: Während die Schwester im Rückzug auf sich selbst erfährt, an was / an wem sie stirbt, wird der Bruder zum Berichterstatter. Die Fahrt durch den Semmeringtunnel endet für ihn in der Beschreibung des Labyrinths des Unbewußten (3/345 f).
Die Traumpassagen, die „Malina" mit dem „Fall Franza" verbinden, lassen den Vater, den Gatten Jordan wiederholt in der Rolle des Aggressors, des Mörders erscheinen: Doch erliegen in beiden Romanen die Figuren auch dem Irrtum der ihnen eingeschriebenen Bilder, der internalisierten Vorstellungen und Projektionen. Franza durchschaut ihre Relativität, ihre historische Bedingtheit, entgeht jedoch nicht ihrer Schicksalhaftigkeit. Die Figuren bleiben im Zirkel ihrer Vorstellungen gefangen. Ingeborg Bachmanns philosophisches Räsonieren be-

schreibt in der Manier Wittgensteins das Verharren der Fliege im Fliegenglas:
„Malina: Warum hast du immer gesagt: mein Vater?
Ich: Habe ich das wirklich gesagt? Wie konnte ich das nur sagen? Ich habe es doch nicht sagen wollen, aber man kann doch nur erzählen, was man sieht, und ich habe dir genau erzählt, wie es mir gezeigt worden ist." (Malina 236)
Die psychoanalytischen Benennungen bleiben ohne Möglichkeiten der Veränderung. Sie eliminieren das nicht Kategorisierbare / das nicht Benannte / noch nicht Benennbare. Das Kind „Animus", männliches Pendant des weiblichen Ich, das lieber namenlos / unbenannt bleiben möchte, wird auf dem Revolverfest erschossen. Der Mörder / Vollstrecker des Urteils ist hier die Frau, die im Namen des Vaters agiert. Im Pandämonium, durch das das Ich wandert, erscheint zwar der Vater als Henker, Schlächter und Mörder. Die Kostüme, die in „der untersten Nacht getragen werden", sind jedoch austauschbar. In der Gerichtssaalszene des Traumkapitels nimmt das Gesicht des Vaters die Züge der Mutter an: beide vertauschen ihre Kleidungsstücke. Während die Mutter die Hosen anhat, probiert der Vater die Röcke der Mutter. In der Erzählung „Ein Schritt nach Gomorrha" übernimmt die Frau im „Schichtwechsel" die männliche Rolle. Doch Charlotte, die das Mädchen Mara zu ihrem Geschöpf machen will, kehrt hier nur um, was ihr von Männern bisher widerfahren ist. Der Absturz in den gewitterhaften Traum signalisiert das Scheitern der beiden Frauen. Indem sie sich verfehlen, töten sie in sich auch die Möglichkeiten einer anderen Sprache (2/211 ff).

In der Gesprächspassage des Traumkapitels von „Malina" zeigt sich das ICH zunächst verwirrt vom Maskenspiel des Rollentausches:
„Ich: Warum ist mein Vater auch meine Mutter?
Malina: Warum wohl? Wenn jemand alles ist für einen anderen, dann kann er viele Personen in einer Person sein." (3/232)
Die Partialfiguren, die das Ich in die Außenwelt projiziert, überfluten es in den Schattengebilden der Träume. Die Grenzen zwischen dem ES und dem ICH beginnen zu zerfließen, werden durchlässig. Die in der Dialogpassage von „Malina" begonnene Reflexion über das kollektive Unbewußte, das das Ich auszulöschen droht – „Es ist nicht mein Vater. Es ist mein Mörder." (3/235) – wird in den Fragmenten zum dritten Kapitel des „Fall Franza" wieder aufgegriffen. Die Projektionen werden hier als zweifacher Irrtum begriffen: Die Konnotation des Vaters als „Mörder" und großer „Schatten aus Schutz und Sicherheit" (3/476) wird austauschbar.

„Was vernünftig oder nur ein wenig seltsam klingt, stammt von Professor Freud in Wien und dessen Mitarbeitern; was ganz verrückt ist, beanspruche ich als mein geistiges Eigentum."[8]
Georg Groddecks selbstironische Bemerkung aus seiner 1923 erstmals veröffentlichten Abhandlung in Briefform „Das Buch vom Es" könnte auch als Motto für Ingeborg Bachmanns Umgang mit dem psychoanalytischen Instrumentarium gelten. In ihrem 1967 entstandenen Entwurf einer Rezension zu Werken Groddecks, die für das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" bestimmt war, bringt sie unmißverständlich ihre Sympathie für die häretische Analyse des Baden-Badener Kur- und Massagearztes zum Ausdruck, auf dessen psychoanalytische Briefe über das Es sie unter anderem Bezug nimmt: Groddeck, der „Clown" und „Lügner", der die Wahrheit sagt, „der (...) sich als Versuchsobjekt zur Verfügung stellte, um nicht der letzte, sondern der erste unter seinen Kranken zu sein" (4/348), der die Krankheit als Produktion wie die künstlerische sieht: das Ich als „eine Maske, die Hoffart, mit (der) jeder von uns herumgeht" (4/352) / die Determination durch das Unbewußte / das ES / die ES-Maschine. Die einzige Variable die Aufhebung des Arzt-Patient-Schemas im Dialog einer kongenialen und unendlichen Analyse: „denn man kann ja niemand heilen, man kann nur gemeinsam weiterkommen" (4/349).
Ingeborg Bachmann relativiert den Konflikt zwischen Psychoanalyse und Kunst im Anspruch auf die Traumwelten, eine Auseinandersetzung, die unter anderem aktenkundig geworden ist durch Pontalis' Ausführungen zu Freud und Breton.[9] Ihre Kritik an der Psychoanalyse wendet sich gegen die Festschreibungen einer psychologisierenden und pathologisierenden Analyse, die die Determiniertheit ihres Diskurses durch soziokulturelle Muster verkennt. Die Figuren von Bachmanns Todesartenzyklus sind Täter, Opfer und Detektive familialer Diskurse, die selbst historischen Bedingungen unterstehen. Ihre vermutlich um 1965 enstandene und unvollendet gebliebene Erzählung „Der Tod wird kommen" ist zugleich groteske Farce und Tragödie der Familie, „von der die Welt unheilbar geworden ist".
„Aber unsere Familie, und das macht ihren Zauber aus, weiß gar nichts von den Ideen, die sie hat mit ausbrüten helfen, denen sie Vorschub geleistet hat, die sie miternährt hat. Unsere Familie ist ein kopfloser großer Körper, der sich durch die Zeit schleppt, dem die Glieder abgehackt werden und dem neue nachwachsen. Sie ist das kopflose Ungeheuer, für das Ministerien zuständig sind und Religionen, Sittengesetze und Gesetzbücher, und gewis-

sermaßen ist auch unsere Familie eine heilige, denn sie wird viel im Mund geführt, sie scheint etwas Untadeliges, Göttliches zu sein, und dies alles bloß, weil sie sich verzweigt hat, weil in den Büschen an der Gail sich zwei gepaart haben oder im Trunk Onkel Edi Tante Fini noch ein Kind gemacht hat. Dies alles befugt unsere Familie, einen Rechtsanspruch auf die Welt zu haben, diese Erde gehört ihr, und keiner würde es wagen, sie ihr streitig zu machen." (2/269 f)

Ingeborg Bachmanns Sarkasmus laviert jedoch nicht von einem scheinbar neutralen Beobachterposten aus: Die Mechanismen der Familienmaschine sind die Determinanten des ES und WIR, demgegenüber das monadische ICH seinen Geltungsanspruch verliert.

Die Sprache der Körper und der Sinne wird bei Bachmann zum Paradigma kollektiven Scheiterns. Die Wahrnehmung des eigenen / fremden Körpers und der Dinge führt wie in der Traumsprache zu den Zusammenhängen der Traumatisierung am Beispiel des weiblichen Körpers. Für das Ich im Traumkapitel und im Fall Franza sind die Grenzen zwischen Innenwelt und Außenwelt durchlässig: Der Körper des Traumkapitels wird überrollt von alptraumhaften Phantasmen einer tödlichen Maschinerie. Franza ist den Eindrücken der gequälten, verrückten und gefangenen Körper schutzlos ausgeliefert; in ihnen erkennt sie ihre eigene Degradierung, Verletzung und Ohnmacht. Sie identifiziert sich mit der Gestalt des Kretins:

„Das ist alles schon in mir. Es fährt in mich, deswegen kann ich nicht hinschauen." (3/441)

Sie sieht sich selbst in der mit Stricken gefesselten Frau am Bahnhof in Kairo, die ein Araber an ihren zu einem Strick gedrehten Haaren festhält. Sowohl die Interpretation eines Zuschauers „Nicht er ist verrückt. Sie ist wahnsinnig", als auch das Bild der Frau verweisen sie auf ihr eigenes Schicksal:

„Ich bin die Frau geworden, das ist es." (3/459)

„Ich bin gefesselt, ich komme nie mehr los." (460)

Die Situation der Frau wird gleichgesetzt mit der Situation sogenannter primitiver Kulturen, mit dem Genozid der Papuas, der Juden, mit der Eliminierung ihrer Formen des Wissens und der sinnlichen Wahrnehmung. Das Verschwinden autonomer Kulturen und individueller Differenzierungen wird zur Frage nach der Austauschbarkeit der Wörter „sterben / töten".

Im Gespräch mit dem Bruder rekapituliert Franza die „Jordanische Zeit", die Ehe mit dem Psychiater Jordan, der an seiner Frau Studien betreibt, um sie ihr in Form von Notizen zur Kenntnis zu bringen. Franza diagnostiziert an sich selbst von Anfang an den Selbstbetrug durch Manipulation ihrer Gefühle, ihres Instinkts. Sie vertraut nicht auf ihre Sinne, die sie vor einzelnen Gesten und der Stimme Jordans zu Beginn noch warnen. Sie verweigert die Wahrnehmung des Körpers durch die „Empfangsgeräte": „Die Haut, die Muskeln, das Gehör" (3/401). Die Frau als Objekt der Wissenschaft geht an diesem Experiment zugrunde.

Aber sie scheitert nicht einfach am „geronnenen Sadismus abendländischer, sogenannt ‚objektiver' Denkformen", wie Elisabeth Lenk sie am Todesartenzyklus beschreibt[10]: Franza wird zugleich Opfer ihrer Neugier und ihrer Apperzeptionsverweigerung gegenüber dem zynischen Habitus Herzog Blaubarts / Professor Jordans in der Rolle des Wissenschaftlers. Franza findet das Geheimnis des letzten Zimmers: den vivisektorisch-sadistischen Blick, vormals thematisiert durch den Surrealisten Delvaux. Sie nimmt sich selbst nur mehr mit dem kalten, psychologisierenden Blick des anderen wahr. Sie ist aber nicht nur Opfer Blaubarts / Jordans; indem sie die Schicksalhaftigkeit ihres Unglücks sehenden Auges annimmt, bleibt sie auch dessen Gefangene, wird zur Kreatur eines omnipotenten Schöpfers: eine Puppe Olympia, zur Schau gestellt in exhibitionistischen Inszenierungen, in denen das Ich gezwungen ist, seine Rolle zu Ende / auf sein Ende hin zu spielen.[11]

Der lebendige Körper erscheint erschöpft von den Rollen, die ihm auf der Bühne zugewiesen werden. Die Akteurin soll als Pierrot, als Braut, Prostituierte, Gattin, Tochter, Geliebte die Aufführung retten. Das Lächeln des Ich in der ihm zugewiesenen Rolle erstarrt zur Maske. Im double-bind der befehlenden / verbietenden Macht, der auffordernden / verhindernden Instanz verschlägt es der Akteurin die Stimme: die erzwungene Rede bei zugehaltenem Mund / die zensurierte Schrift / die enteigneten Produktionsmittel / der stumme Schrei. Mit den Bewegungen einer Marionette verläßt das Ich die Bühne und funktioniert in Franza in den Inszenierungen des Alltags weiter als Kreisel, als Automat.

Die Einsätze der Gegenstimme bleiben im Hintergrund. Auf ihrer Reise durch die Wüste erfährt Franza bei einer gemeinsamen Mahlzeit mit den Arabern die Augenblicke gelungener Gesten eines gemeinsamen Essens. Das Begreifen der unformulierten Gesetze, der Sorgfalt ihrer Gesten, ihre Wahrnehmungen von „Schlucken, Bissen, Gängen, Schlafarten" werden für Franza zu einer Verkündigung ohne Worte. Im Wissen / savoir um die Unterschiedlichkeit der Kulturen und ihre Veränderlichkeit verliert sie für kurze Zeit ihre Ängste, relativiert sie ihre Vorstellungen.

„..., ich mache die Tür zu, die kein Schloß hat, die

Sicherheit ist eine andere, sie kommt von der Gegenwart anderer, ist die Fatalität ohne Hinter- und Nebengedanken, ist fraglos, es ist viel mehr – es gibt keine Sicherheit, so wenig wie es Unsicherheit gibt und Gefahr. Die Geborgenheit und die Gefahr sind die Projektionen, die großen Einbildungen, die Verheerungen durch Einbildungen. Es gibt das alles nicht." (3/480)

In Luxor erlebt Franza das, was Hélène Cixous die Lektion der Dinge nennt.[12] Sie nimmt den Gebrauchswert der Dinge, der Kleidung, der Nahrung, jenseits der Gleichschaltung durch den Terror des Konsums wahr. Franzas Zustand bessert sich vorübergehend, als sie der Körper zwingt, seine primären Bedürfnisse wahrzunehmen, und durch die äußeren Umstände ihre zum Überleben notwendigen Instinkte wiedererwachen:

„Hunger, Durst wiederentdeckt, die Gefahr, wiederentdeckt, die Ohren, die Augen geschärft auf die Außenwelt gerichtet, das Ziel wiedergewußt. Ein Dach über dem Kopf, ein Nachtlager, Schatten, ein wenig Schatten ..." (3/424)

Im Bild der gelungenen Mahlzeit und in der Lektion der Dinge und Sinne entwirft Bachmann ihre Utopie des Begehrens als Gegenbild zu einem voyeuristischen Konsumismus des eigenen Kulturbetriebs und zur nekrophilen Gier der Touristen im Mumiensaal des Museums, die ihr physische Übelkeit verursachen; in ihrer Phantasie gibt sie die Toten dem Dunkel der Felsengräber zurück, sie schützt die Vergangenheit vor den neugierigen Blikken der Leichenschänder.

Die Reise nach Ägypten, die Franza mit ihrem Bruder Martin unternimmt, bringt für die Schwester jedoch nur eine vorübergehende Linderung. Der Bruder, der die Verwüstung und Zerstörung Franzas sieht, kann sie nicht retten. Der Geologe Martin sucht vergeblich nach den „Fundorten" für den „Schliff" (3/367) seiner Schwester; er begreift das gemeinsame Drama erst mit dem Blick des Historikers. Das Musilsche Zitat „Unter hundert Brüdern dieser eine. Und er aß ihr Herz und sie das seine" aus dem Gedicht „Isis und Osiris" begleitet Franza und Martin als Leitmotiv auf ihrer Reise von Galizien, dem Kärntner Dorf, das ihre gemeinsame Heimat ist, nach Ägypten, einem der Ursprungsorte des Mythos von der inzestuösen Liebe der Geschwister. Die Tragik der Geschwisterliebe beruht auf der Unähnlichkeit des Ähnlichen: der andere Zustand / die unio mystica findet nicht statt. In den Halluzinationen des Haschischrausches begreift Franza das Trennende:

„Der Hanf hatte sie in verschiedene Gegenden geschickt." (3/444)

Franza halluziniert im Haschischtraum die Dissoziation / die Dekomposition des sich verdoppelnden Körpers. Die Bilder des Irrsinns, der Bewegungslosigkeit, die ihr in der gefesselten Frau begegnet sind, kehren im Drogentraum wieder. Sie erfährt sich zugleich als Beobachtete und Beobachtende, als Fest-Schreibende und Fest-Geschriebene:

„Kein Stellungswechsel mehr möglich."

„Ein Röntgengefühl, niemand konnte einen Körper so durchleuchten und zerlegen wie er ihr aufging durch diese Gefühlssonden." (3/443)

Seit der Romantik erscheinen diese Bilder auf der Kehrseite androgyner Imaginationen; so läßt schon die Droste in ihrem Romanfragment „Ledwina" die Heldin sich selbst im offenen Grab liegen sehen.[13]

Die Übereinstimmung zwischen den Geschwistern, die zwischendurch aufleuchtet, wie etwa im Mumiensaal angesichts der Gier der Touristen, bleibt Illusion. Der Bruder, der Franza mit Nilschlamm zudeckt, merkt nicht, daß seine Schwester im trocknenden, sich verfestigenden Sand, lebendig begraben ist. Er beschließt angesichts der Schmerzen des erstarrten, „beleidigten" Körpers, die Schwester entweder wieder lebendig zu machen oder zu töten.

Die tragische Auffassung der Liebe, die Hand in Hand mit der Zerstörung des Körpers geht, verbindet nicht nur den Todesartenzyklus mit Erzählungen wie zum Beispiel „Ein Schritt nach Gomorrha", sie läßt Ingeborg Bachmann auch die Tradition Marcel Prousts rekapitulieren, dem sie wie Robert Musil einen Rundfunkessay widmet.[14] Auf der Rückseite der Geschichte(n), der schicksalhaften Verhängnisse und Abstürze, denen die Betroffenen bestenfalls durch das Vergessen zwischen sich wiederholenden Katastrophen entgehen können, wird die Frage nach ihrer Tradierung mitgeschrieben: die Frage auch nach der eigenen Kultur. Sie wird nicht nur im Diskurs der Liebenden zu einer Frage nach den Dispositiven der Macht: zur Frage nach dem Zugriff auf die Körper, die Dinge und die Sprache, zur Frage nach den Spielregeln von Macht, die durch ihre Möglichkeit entweder „leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen*"[15], das andere, die Differenz, das Autonome bedrohen.

Die Opfer-Täter-Konstellation – manchmal Anlaß auch für Mißverständnisse feministischer Interpretationen – stellt allerdings Ingeborg Bachmann in einem ihrer Entwürfe selbst am radikalsten in Frage:

„Es ist nicht wahr, daß die Opfer mahnen, bezeugen, Zeugenschaft für etwas ablegen, das ist eine der furchtbarsten und gedankenlosesten, schwächsten Poetisierungen. (...)

Auf das Opfer darf keiner sich berufen. Es ist Miß-

brauch. Kein Land und keine Gruppe, keine Idee, darf sich auf ihre Toten berufen." (4/335)
Das „NEIN" Franzas, als sie im Sturz die Wiederholung und Stellvertretung des Schreckens und der gegen sie verübten Gewalt erkennt (3/467), und das in verschiedenen Sprachen vorgebrachte „NEIN" des Ich im Traumkapitel des Romans „Malina" (3/176 ff) bleiben im Rahmen des Todesartenzyklus der ohnmächtige Protest der anderen Stimme. Erst die Verdoppelung der Weigerung durch ihre Dechiffrierung läßt auch den Todesartenzyklus in einem anderen Licht erscheinen. – Die Leerstelle im Geschriebenen aber bleibt. Auch die Abwesenheit einer Schreibenden angesichts einer nicht mehr / noch nicht lebbaren Gegenwart.[16]

Hanna Schnedl-Bubeničcek

Der Essay wurde in der vorliegenden Fassung erstmals im Mai 1984 in Klagenfurt beim „kärntner frühling" vorgetragen.

Anmerkungen:

1 „Ich möchte singend sterben
auf einem Holzhändlerboot
und in seine Wasser pflanzen
ein gerechtes Buch
mit goldenen Worten, die sagen
‚es gibt keinen Vater für den Inselbewohner',
ich weine,
noch Wind für sein Boot,
ich gehe fort, ich gehe fort."
aus: *Violeta Parra:* Mit der Gunst des Windes (Según el favor del viento), in: V. P.: Santiago, penando estás.

2 *Michel Foucault:* Sexualität und Wahrheit. Erster Band. Der Wille zum Wissen (Histoire de la sexualité, 1: La volonté de savoir). Frankfurt/Main 1977, 170 ff.

3 vgl. dazu auch *Irmela von der Lühe:* „Ich ohne Gewähr": Ingeborg Bachmanns Frankfurter Vorlesungen zur Poetik, in: Entwürfe von Frauen in der Literatur des 20. Jahrhunderts, hrsg. von I. v. d. Lühe. Berlin 1982 (= Argument Sonderband 92. Literatur im historischen Prozeß. Neue Folge 5), 106–131.

4 *Ingeborg Bachmann:* (Jede Jugend ist die dümmste). Entwurf, in: I. B.: Werke 4, hrsg. v. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum, Clemens Münster. München–Zürich 1979, 333–334. (Die folgenden Angaben zu den Werken Ingeborg Bachmanns zitiere ich nach dieser Ausgabe mit Band/Seitenangabe im Text).

5 *Ingeborg Bachmann:* Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers. Phil. Diss. Wien 1949, 114 f.

6 Ebd. 116.

7 *Günter Blöcker:* Auf der Suche nach dem Vater, in: Merkur Jg. 25 (1971) Heft. 4, 98.

8 *Georg Groddeck:* Das Buch vom Es. Psychoanalytische Briefe an eine Freundin, neu hrsg. v. Helmut Siefert. Frankfurt/Main 1979 (Wien 1923), S. 35.

9 *J.-B. Pontalis:* Entre le rêve et la douleur. Paris 1977, 52–61.

10 *Elisabeth Lenk:* Versuch einer Beschreibung der anderen Seite der Gesellschaft, in: Zitronenblau. Balanceakte ästhetischen Begreifens, hrsg. von Mona Winter. München 1983, 24.

11 Dazu vgl. auch *Friedrich A. Kittler:* „Das Phantom unseres Ichs" und die Literaturpsychologie: E. T. A. Hoffmann – Freud – Lacan, in: Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik. Frankfurt/Main 1977, 139–166.

12 *Hélène Cixous:* Poésie, e(s)t Politique?, in: des femmes en mouvements, 4 (1979), 29 ff.

13 *Annette von Droste-Hülshoff:* Ledwina. Romanfragment, in: A. v. D.-H.: Gesammelte Werke. Vaduz o. J., 65–133.

14 *Ingeborg Bachmann:* Die Welt Marcel Prousts – Einblick in ein Pandämonium, 4/156–180.

15 *Foucault,* 165: „Man könnte sagen, das alte Recht, sterben zu *machen* oder leben zu *lassen,* wurde abgelöst von einer Macht, leben zu *machen* oder in den Tod zu *stoßen.*"

16 Dazu vgl. auch *Octavio Paz:* Verbindungen – Trennungen. Ein Essay. Frankfurt/Main 1984, 180 ff.

IRMGARD KEUN UND DIE SPRACHE DES KINDES

Irmgard Keun war sehr jung, blond und rein arisch, als 1931 ihr erstes Buch „Gilgi – eine von uns" mit großem Erfolg veröffentlicht wurde. Es folgten „Das kunstseidene Mädchen" und, 1937, „Nach Mitternacht", ihr ernstester Roman, schon durchwuchert von den Geschwüren des Faschismus, noch vor Ausbruch des Krieges. Bereits im Frühjahr 1933 kommen die Werke der Keun auf die Vorläufer der Schwarzen Listen, werden beschlagnahmt, penibel überall aufgestöbert, verbrannt. Irmgard Keun, ihrer ökonomischen wie künstlerischen Existenz beraubt und am Überleben bedroht, verläßt freiwillig Deutschland. In der Emigration trifft sie zahlreiche bedeutende Männer (Kisch, Tucholsky, Hermann Kesten, Ernst Toller und andere) und deren Gefährtinnen und wird schließlich selbst eine sogenannte Gefährtin: die von Joseph Roth, dem Genie und Alkoholiker. Als ihr Dasein als Gefährtin beendet ist (sie verläßt Roth, der im Säuferdelirium gegen sich und alle anderen wütet), als Hitler Europa bereits in die Tasche gesteckt hat, um es seiner ökonomischen Werte und Reichtümer zugunsten Großdeutschlands zu berauben, kehrt die Keun schließlich (irrtümlich – wie viele ihrer Freunde – für tot erklärt) nach Deutschland zurück und lebt, vom großbürgerlichen Elternhaus unterstützt, bis Kriegsende illegal im Untergrund. Kurt Tucholsky hat Irmgard Keun als etwas bezeichnet, das er für unglaublich selten erklärte: „eine deutsche Humoristin". Das war sicher sehr nett ge-

meint von diesem Heros des deutschen Humors. Ich kenne auch viele andere Heroen wie beispielsweise Beethoven, Goethe und ähnliche, jeder ein Heros auf seinem Gebiet. Wie lautet die weibliche Form von Heros? Lautet sie Hera?

„Die öffentliche oder auch einfach nur soziale Autorität gehört immer den Männern" (Lévi-Strauss). Der gleiche und gleichzeitig der andere, der aber derselbe ist, mit dem man in Beziehungen tritt, ist für den Mann immer ein anderer Mann. Da man die Frau als das absolut Andere definiert, ist es unmöglich, sie auch als ein anderes Subjekt zu sehen. Sie wird Nicht-Person, Teil eines Besitzes. Sie besitzt keine Sprache.

Derjenige, der die Kultur macht, verfügt auch über ihre Reichtümer, und er kann sie den anderen zuteilen. Den Geist teilt er sich selber zu, der Frau gibt er den Körper. Und es gibt wieder genug feministische Autorinnen, die für die Frau wieder das oft gespielte alte Lied auf den Plattenteller legen wollen, die Frauen sollten doch „mit dem Körper schreiben." Während Freud also fragt, was das Weib denn wolle, während die de Beauvoir die Frau als eine eben Nicht-Definierte beschreibt, deren Sein der Körper ist, also biologische Existenz schlechthin, sich allein durch diesen Körper und dessen „Anderssein" als Person, als Mensch erweisend, dürfen die Männer über jede Art von Reichtum verfügen, besonders aber über den Reichtum der Sprache. Zum den Männern gleichgeachteten Anderen kann die Frau nur werden, wenn sie dem Verlust ihrer mystischen Aura zustimmt. In großer Geschwätzigkeit konnten Männer stets dieses undurchdringliche, unerforschliche, geheimnisvolle „Andere" beschreiben und besingen, um auf diese Weise jenes Anderssein als eine unverrückbare Absolutheit festzubetonieren.

Die Sprache des Besitzenden ist umständlich, sie schöpft aus dem Vollen, sie ist mythisch, bilderreich, Roland Barthes spricht von der sprache des Herrschenden, des Herrn: diese Metasprache, die der Besitzende spricht, ist ein Luxus, zu dem der Unterdrückte keinen Zugang hat. Die Sprache des Knechtes (der Magd) ist die Objektsprache: arm, monoton, unmittelbar. Seine Nacktheit, sein Ausgesetztsein liefert das Maß für seine Sprache. Die Magd (der Knecht) transportiert in ihrer Sprache nur Inhalte, die aus ihrer engsten Erfahrungswelt stammen, mit ihren notwendigsten Bedürfnissen zu tun haben. Die Sprache der Frau, jenes Wesens, über das der Mann verfügt, bleibt real, sie geht mit den Dingen ihres täglichen Gebrauchs um, ist unfähig zur geschwätzig plappernden Lüge. Denn Lüge ist immer Reichtum. So haben die Männer - wie die Herrschenden überhaupt -, die sich die Welt aktiv aneignen, während die Frauen sie passiv erdulden, sie sich zuteilen lassen, immer schon diesen Sprachreichtum besessen und ihn den anderen zugemessen. Nur den Männern hat man die großen kulturellen Schöpfungen zugetraut. Die Frau blickt aus ihrem engen häuslichen Bereich zum Mann hoch, und es ist kein Zufall, daß gerade der Faschismus die Frauen ausschließlich in ihrer biologischen Funktion aufgewertet hat, als Gebärkuh, als Mutterkreuzträgerin. Ohnmächtige, kreischende, ekstatische Frauen bei Mussolini- und Hitlerreden, die Verteufelung der arbeitenden Frau, welche, arbeitend, den Mann in seinem ureigenen Bereich demütigt und ihm so das Brot aus dem Munde nimmt. In diese Situation hinein schreibt die Keun ihre Romane.

Während also die Herren der Kultur freigiebig mit dem Luxus der Metasprache hantieren wie die Zauberkünstler (sie können ja auch mit der Welt beliebig hantieren!), während sie ihre warm gepolsterten Ideologien des schönen Scheins um sich herum aufbauen, spricht die Frau, was das schwere Geschäft der Liebe angeht, und diese ist es ja, von der Romane oft zu handeln pflegen, die Sprache des Produzierenden, des Proletariers also. Diese männlich-herrische Idee von der „Liebe", die angeblich über jegliche Schranke hinwegsteigen kann oder vom Himmel fällt wie warmer Regen, über die man bedeutende Lieder komponieren und bedeutende Gedichte dichten kann, wird für die Frau zur Anstrengung, die sie zu leisten hat, um sich durch den Mann einen höheren Wert zuzulegen als sie - stets ihrer Wertlosigkeit eingedenk - in Wirklichkeit hat. Während der gleichfalls liebende Mann sich nicht mit den kleinen mühseligen Handreichungen des Liebesgeschäfts aufhalten muß, nicht mit der bitteren Realität eines alternden Körpers, den die Frau auf den Markt wirft, und einer guten Küche, mit der sie den Mann zu fesseln und bei sich zu behalten sucht, während der Mann also mit den leeren Packungen, mit dem Tauschwert der Dinge umgeht, mit - um Roland Barthes frei zu zitieren - ihren Namen, die sich zu der ersten Sprache (der Objektsprache) verhalten wie die Geste zum Akt.

Irmgard Keun, die Frau, arbeitet in ihren Romanen mit einem ebenso genialen wie einfachen Trick: mit der Sprache des Kindes. Kinder wie ja auch Marsmenschen treten als Außenstehende, als Fremde in die Welt und filtern die trübe Wirklichkeit durch eine sehr vertrackte Art von Unschuldigkeit, von Erstlingshaltung; nicht jene essentielle Unschuldigkeit des geschichtslosen Bildes ist es, also des Mythos, der erstarrten Ideologie; die Beschreibung der Sachverhalte erhält vielmehr einen ganz bestimmten Drall, der plötzlich und mit einem Schlag die

gesellschaftliche Wahrheit eines Vorgangs, wie komplex dieser auch immer sein mag, enthüllt. Ich behaupte, kein Mann hätte in der Sprache geschrieben, die die Keun für sich ausgewählt hat. In „Nach Mitternacht" heiratet der Schriftsteller Algin, Halbbruder der Heldin Sanna, eine schöne Frau: „Und er hat sie geheiratet, weil sie ihn bewunderte als einen dichtenden Gott, und weil eine Frau zum Aufbau gehört wie eine Wohnung. Die Wohnung wurde eingerichtet mit teuren Teppichen und Kissen." Die Frau als Wertgegenstand und Kapitalanlage. Oder: „Das Gestapo-Zimmer scheint die reinste Wallfahrtsstätte. Mütter zeigen ihre Schwiegertöchter an, Töchter ihre Schwiegerväter, Brüder ihre Schwestern, Schwestern ihre Brüder, Freunde ihre Freunde, Stammtischgenossen ihre Stammtischgenossen, Nachbarn ihre Nachbarn." In solchen apokalyptischen Abzählreimen beschreibt der oft beschworene Kindermund, der, wie der Wein, stets die Wahrheit sagt, eine komplizierte vielschichtige Wirklichkeit in scheinbar naiver, in Wahrheit jedoch höchst kunstvoller Einfachheit. Wenn die Frau schon wie ein Kind gehalten wird, dann soll sie auch wie eines reden. Irmgard Keun läßt übrigens in zweien ihrer Bücher, es sind Geschichtensammlungen, Kinder direkt sprechen, es sind dies „Kind aller Länder" und „Das Mädchen, mit dem die Kinder nicht verkehren durften". Diese Geschichten sind von den Lausbubengeschichten etwa eines Ludwig Thoma Lichtjahre entfernt, wenn auch nicht so populär wie jene.

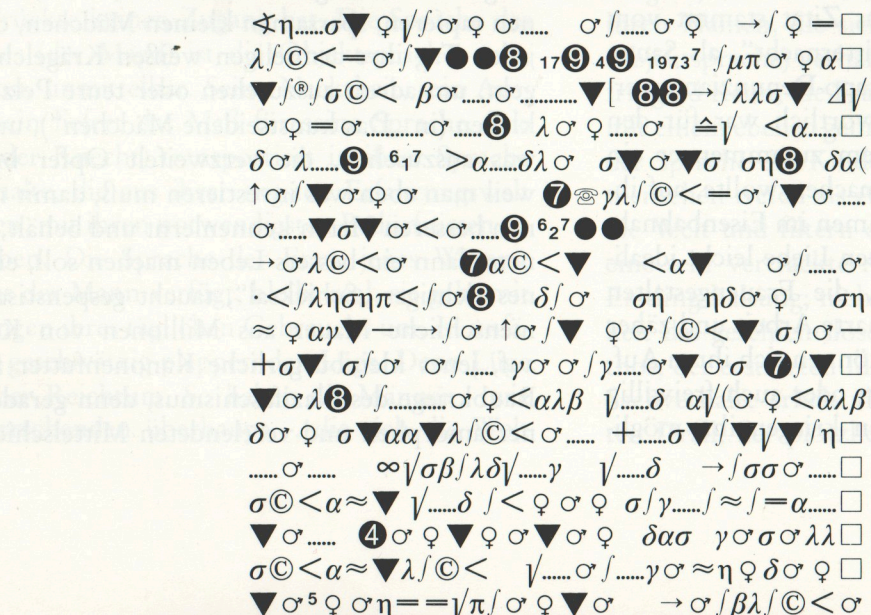
Durch diesen literarischen Trick mit dem Kindheitsfilter tritt die Magd über ihren beredt mit vorformulierten Wirklichkeitsessenzen hantierenden Herrn hinaus und steigt über ihn hinweg. Spricht der männliche Dichter von der allumfassenden und alles zerstörenden großen Leidenschaft, der jeder sich beugen müsse, und zwar möglichst in Demut vor der Größe eines Gefühls, so klingt das bei Irmgard Keun folgendermaßen: „Wir fahren durch die Nacht, alle Lichter fahren schwebend mit. Mein Kopf liegt in Franz' Schoß. Ich muß mich schwächer zeigen als ich bin, damit er sich stark fühlen und mich lieben kann." Das Zitat stammt vom Ende des Romans „Nach Mitternacht", als Sanna und ihr Franz, der einen Gestapo-Denunzianten ermordet hat, welcher verantwortlich war für den Tod seines Freundes, mit dem zusammen er ein kleines Zigarrengeschäft aufmachen wollte, auf ihrer Flucht ins Ausland zusammen im Eisenbahnabteil sitzen. Die Männer können Liebe leicht idealisieren und mythologisieren, die Frauengestalten der Keun wissen, daß Liebe harte Arbeit und zäher Wettkampf ist. Die Männer können sich ihren Aufstieg im Leben selber machen oder auch freiwillig darauf verzichten, die Frauen kriegen ihn möglicherweise, verhalten sie sich anständig und brav, auch durch Heirat mit einem sozial attraktiven Partner. Ihr Produktionsmittel auf diesem Weg nach oben ist der Körper, etwas anderes besitzt die Frau ja nicht, und durch diesen Körper wird sie definiert. Dieser Körper benötigt natürlich die beste Pflege, man muß Diät halten, damit man nicht dick wird, man muß sich die Haare färben, Dauerwellen machen lassen, und man muß sich Investitionsgüter in Gestalt von hübschen Kleidern, Hüten, Schuhen und Pelzmänteln darüberhängen. Die Frau Irmgard Keun weiß virtuos Bescheid um all diese Erfordernisse und Anstrengungen. Sie stellt einen komplizierten Forderungskatalog zusammen, in dem auch die heilige Mutterschaft des Nazifaschismus ihres Zaubers gründlich entkleidet wird, sind doch ihre Gebärerinnen der endenden Weimarer Zeit armselige Kreaturen, die nichts zu fressen haben, und nach dem vierten Kind, für das nur noch Lumpen übrig sind, sich dem ehemals doch so geliebten Mann, der seit Jahren arbeitslos ist, nur mehr mit Haß nähern können; für strahlende rosige Kindlein ist da kein Platz. Und das liebreizende kleine Mädchen, deutsch und blond, die kleine Verehrerin des Führers Adolf Hitler, Bertchen Silias, Reihendurchbrecherin (das heißt, daß sie mit einem Blumenstrauß die Absperrungsreihen durchbrechen und vom Führer öffentlich abgeküßt werden darf), stirbt in einem grotesken Paroxysmus von selbsterhöhender Aufregung in einer Kölner Kneipe, nachdem sich das fünfjährige Mädchen an seiner eigenen Wichtigkeit, die es später wahrscheinlich nie wieder erlangen würde, so berauscht hat, daß ihm buchstäblich alle Sicherungen durchknallen und das Herz stillsteht. Jetzt ist sie eine kleine Leiche und wird endgültig keine deutsche Mutter mehr werden.

Sie wollen alle am liebsten „ein Glanz" werden, die kleinen Stenotypistinnen und Schauspielerinnen (dritte von links) der frühen Keun-Romane. Hinter den Vertreterinnen des deklassierten Kleinbürgertums, das zwischen Hoffnung auf Aufstieg und Angst vor Abstieg hin- und herschwankt, hinter jenen tapferen, sparsamen kleinen Mädchen, die sich jeden Tag ihre armseligen weißen Krägelchen bügeln, um adrett auszusehen oder teure Pelzmäntel klauen (in „Das kunstseidene Mädchen"), um nach was auszusehen, die verzweifelt Opfer bringen, weil man eben was investieren muß, damit man einen besseren Herrn kennenlernt und behält, der einem dann ein bessers Leben machen soll, ein eigenes richtiges „Schicksal", taucht gespenstisch jene menschliche Mauer aus Millionen von Körpern auf, jenes kleinbürgerliche Kanonenfutter für die Raubkriege des Nazifaschismus, denn gerade in jener amorphen und verelendeten Mittelschicht hat

dessen Ideologie ihre fanatischsten Anhänger gefunden. Die Keun hat das durchleuchtet wie kaum ein anderer. Sie hat sie, und vor allem die Frauen dieser Schicht, analysiert wie ein Apotheker, der die Bestandteile für eine Salbe zusammenmixt: ein komplizierter Ge- und Verbotskatalog. Daß man zum Beispiel keinen Camembert essen darf, wenn man in der Nacht noch etwas vorhat mit einem Herrn, weil man sonst aus dem Mund riecht; welche Farben man zu welcher Tageszeit und zu welcher Haar- und Hautfarbe am vorteilhaftesten trägt, wie man einen zudringlichen Kavalier loswird und wie man es anstellt, daß ein billiges Kaufhauskleidchen nach Haute Couture oder doch zumindest nach Hausschneiderin aussieht. Das alles ist ein hartes Arbeitspensum für jedes Mädcheen, vierundzwanzig Stunden pro Tag. Arbeit und nochmals Arbeit, schlecht bezahlt an der Schreibmaschine, weil ein Mädchen heutzutage einen Beruf braucht, wenn auch keinen richtigen, und Arbeit, Nachdenken, Auswählen, Planen am Abend, im Café oder in der kleinen Bar, in der jüdische Journalisten verkehren. Kaum einer hat den Wahnwitz und die Idiotie des Antisemitismus wie die Keun auf diese scheinkindliche Art denunziert und lächerlich gemacht. Vor einem Großindustriellen stellt sich Doris, die Hauptfigur aus dem „Kunstseidenen Mädchen" als Jüdin dar, aus reinem Ulk und um ihn loszuwerden: „Und er wird eisig mit mir und stellte sich heraus als Nationaler und hatte eine Rasse – und Rasse ist eine Frage – und wurde darauf feindlich...". Oder in „Nach Mitternacht" über den Führer Adolf Hitler: „Der Führer gibt doch schon allein fast sein ganzes Leben hin, für sein Volk fotografiert zu werden. Man stelle sich nur so eine ungeheure Leistung vor: ununterbrochen sich fotografieren zu lassen mit Kindern und Lieblingshunden, im Freien und in Zimmern, immerzu. Und außerdem ständig mit Flugzeugen zu fahren und in langen Wagneropern sitzen, weil das deutsche Kunst ist, für die er sich auch opfert."
Und die Mädchen schauen in Spiegel hinein, die ihr Bild zurückwerfen, und sie taxieren sich, die Verkauften, mit den Augen ihrer hoffentlich gutwilligen Käufer ab, aus großer Ferne, nicht eins mit ihrem Körper, den als Mittel gezielt einzusetzen sie möglichst früh lernen müssen. Mit diesem Körper gehen sie um, er ist kein schönes Bild, kein schöner vielbesungener Schein, dieser Körper ist für seine Besitzerin der Sinn ihrer Handlung, nämlich ihrer Handlung, ihn an den Meistbietenden möglichst teuer zu verkaufen. Aus „Das kunstseidene Mädchen": „Aber da hatte ich eine Scham, von meinem ganz erstklassigen und weißen Bauch zu sprechen, und ich glaube auch, nackt und allein vorm Spiegel findet sich jedes Mädchen schön. Und ist man mal nackt mit einem Mann, dann ist der eben schon so verrückt, daß er ohnehin alles schön findet, und somit hat man für seinen Körper gar keine richtige Beurteilung." Die Ferne des eigenen Geschlechts.
Das beste Mittel gegen den Wahnsinn des entgeschichtlichenden Mythos vom „Menschen schlechthin" und dessen Pathos, ohne Unterschiede der Produktionsverhältnisse, gegen die ausufernde Lüge, daß alle Menschen eben gleich seien, ist die Erklärung, ist das Wissen, ist es, den Dingen ihre Geschichte wiederzugeben. Irmgard Keun ist eine Schriftstellerin, die es gewußt hat.

Elfriede Jelinek

HA! H, ACHE, LA HACHE



Eva Meyer: versprechen
ein Versuch ins Unreine
Basel; Frankfurt a. M.
Stroemfeld/Roter Stern, 1984

„Als einzigste Verständigung, als intimste Erklärung, als die denkbarste Verbundenheit ist mir immer die Distance erschienen ... Aber ist sie möglich?" (Unica Zürn) / „Höre Er auf zu philosophieren, komme Er frühstücken! (Marschallin, Rosenkavalier)

Frage: Warum nur hat das Wort seinen Kredit noch nicht verloren? Warum spricht man immer noch und immer wieder? Wie wenn man nur so wüßte, nur so verstehen kann: Ich liebe Dich. Und was verstehe ich denn nun? Gibt das Sinn?

Ist es möglich, jene und jede sexuelle Dimension unverdrängt auszuhalten; jene, die der Negativität der Unbefriedigtheit, jene hochgradig libidinöse Ökonomie von Anziehen und Abstoßen, die der Faschismus rationalisieren und operationsfähig machen konnte, weil alle Sublimierungspraktiken verlorengehen und die Vernunft den modernen Krisen nicht standhält bzw. zur Selbstvernichtung hyperrationalisiert wird? Und jene andere? Wie soll man eine Tätigkeit benennen, die alles Bekannte durch das Unbekannte ersetzt, gleichsam transzendiert, in einer Tat, die bricht?

Fragen wie diese, aufgeworfen von einer deutschen Philosophin, stehen im Zentrum einer weiblichen Schreibpraxis, die sich mit den Zugangsweisen zu den herrschenden Symbolsystemen des Denkens und Sprechens auseinandersetzt. Welche Chance haben Frauen, fragt sie, gegen den völlig integrierten discours de maîtrise; auch gegen „eine feministische Hermeneutik, der noch der letzte blinde Fleck, die entfernteste Terra incognita gelegen kommt, um danach ihre Beweisführungen auszurichten? Und was beweist sie damit?" Wo ist die Sprache, die nicht zu Objektivierungen verkommt? Wo ist die Sprache, die nicht Symbolsysteme der Repräsentation/Vorstellung von Weibs-Bildern im Namen des Vaters erschafft? „Kein verstehender Blick, der zum Objekt gerinnen läßt", sagt sie, „sondern flüssiges, warmes, lebendiges Berühren", und entsinnt sich der historischen Wendung der wortführenden Feministin Luce Irigaray: „im Sinne einer mehr mikösen Erotik". So weit, daß wir diese Wendung als historisches Zitat zitieren/lesen müssen, ist es schon gekommen? Ja, denn es zeigt, wie sie zeigt, die Gefahren einer feministischen Hermeneutik oder die Idee davon, die sich zu einer positivistisch-kulturanthropologischen Lesart „Frau" verdichtet hat: „‚Mikös' ist das Wort, das die deutsche Übersetzerin für das französische Wort ‚muqueux', zu deutsch: schleimig, gefunden hat und das sie als Fremdwort beibehalten möchte, um ‚ihm nicht die Assoziationsbreite des Ekligen' zugestehen zu müssen. Aber warum diese vermeintliche Notwendigkeit zur Abgrenzung", fragt sie nicht zu ihrem Vergnügen, „vom glitschig, gleitend Schleimigen, von alledem, was sich nicht einfach - und das wäre geradeheraus oder auch geradlinig - sagen läßt?" Und wie weit ist es eigentlich mit der bundesrepublikanischen, feministischen Inanspruchnahme einer der führenden französischen Opponentinnen der 70er Jahre gegen das herrschende Symbolsystem gekommen, Opponentinnen, die auf kulturanthropologische, wissensgeschichtliche und symboltheoretische Untersuchungen (Lévi-Strauss, Foucault, Derrida) zurückgegriffen hatten, um ihre politische, feministische Praxis gegen die gesellschaftskonstituierenden Gesetze des Denkens und Sprechens zu artikulieren und zu radikalisieren, wenn man hierzulande die feministische Hermeneutik so in die Staatsapparate Ausbildung und Kultur integriert, daß sie wie von sich alles „geradlinig" und „geradeheraus" sagt, nur das Wörtchen, erbärmliche Wörtchen, „schleimig" nicht?

Frage[2]: Welche Funktion hat die Philosophie einer Philosophin, die so nicht oder jedenfalls nicht so benannt werden möchte, für den „kollektiven Kampf" der Frauen und dagegen wie von sich fast ohne Anstrengung setzt: „Ich habe nichts zu sagen. Nichts, das außerhalb oder innerhalb von mir wäre und sich daher ‚als solches' beschreiben ließe, dadurch, daß ich ihm einen Rahmen, die Ränder eines Kontexts verleihen würde. Im Gegenteil. Die Ränder weiten sich aus, werden dehnbar. Sie halten nicht nichts, aber auch nicht mehr. Sind ausgeleiert von der Ödheit desselben. Und doch vorhandener als zuvor. Denn im Zusammenziehen von Ähnlichkeiten und Berührungen kehren sie sich gegen sich selbst und bringen eben daraus und aus nichts anderem mehr etwas anderes hervor."? Darin ist die Selbstaussage/Frage nach einer anderen weiblichen Schreib- und Redepraxis extrapoliert/impliziert: ein weibliches Schreiben, das sich als Gegenstand und Verfahrensweise konstituiert, d. h. als ein selbstreferentieller Bezug. Eine Schreibpraxis, die auf den Wegen eines Labyrinths sich bewegt und so, in Zusammenwirkung mit heterogensten Textmaterialien (apokryphe Bibeltexte; Texte von Mystikerinnen wie Angela v. Foligno, Hildegard von Bingen z. B.; Prosatexte von Ingeborg Bachmann, Unica Zürn, gerade auch die, welche man der entsetzlich überstrapazierten weiblichen Rezeption „Depression - Wahnsinn - Tod" nicht opfern darf; philosophische Texte, Platon, Kierkegaard, Husserl, Gotthard Günther z. B.; psychoanalytische Texte, Freud, Lacan und solche der Opponentinnen; malereitheoretische Texte, Marianne v. Werefkin, Paul Klee), eine Wirk-lichkeit konstruiert, die

wirklich ist: blinder Fleck/Skotom → versprechen/sprechen → Wechselworte/Verstehen → selbstreferentieller Bezug/Autosubversion; intertextuelle Ringschlüsse, deren methodisches Ethos (falls es so etwas wie ein Berufsethos nicht mehr gibt) für eine Ästhetik (1) und eine Ethik (2) Heinz v. Foerster in seiner berühmt gewordenen Vorlesung („Das Konstruieren einer Wirklichkeit", 17. 4. 1973) imperativisch benennt: „Willst Du erkennen, lerne zu handeln. (1) Handle stets so, daß weitere Möglichkeiten entstehen. (2)"
Welche Macht hat eine Philosophie, die so oder so fragt? Wie weit reicht sie? Ist sie ein geeignetes Mittel, innerhalb und außerhalb der staatlichen Institutionen Ausbildung und Wissenschaft und ihrer signifikanten Vertreter das gesellschaftlich uneingeforderte/reokkupierte Weibliche zu formulieren/rückzuerobern?

Postulat. Wenn es stimmt, daß der männliche Philosoph weiß, er müßte aufhören zu philosophieren, damit die vermeintliche Frage nach dem Gegensatz männlich/weiblich, und ohne Zweifel dieser Gegensatz selbst, verschwänden; denn dieser existiert als Gegensatz nur aufgrund der philosophischen (und politischen) Methode, d. h. infolge des männlichen Denkens und der Art und Weise, diese Frage zu stellen, - wenn m. a. W. der französische Philosoph Lyotard Recht hat, dann leistet Eva Meyer mit ihrem kleinen Aufsatzband „versprechen. ein Versuch ins Unreine" einen weiteren sehr konkreten und hilfreichen Beitrag zur Selbstabschaffung des männlichen Subjektes[1]. Dies gilt um so mehr, als die geschichtsphilosophischen Bemühungen der männlichen Philosophen/Politiker um ihre Selbstabschaffung noch in der listigen Vorsicht und Ausflucht befangen blieben, mündlich/schriftlich Reden/Befragungen darüber zu halten, daß sie abzuschaffen seien. Wie geht ein Mann in die Geschichtswerkstätte?
Widerspruch. Lyotard im „Einsatz in den Kämpfen der Frauen": „Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Männern und Frauen wird - als Problem der Schrift - ihrerseits von diesem bedingt ... Angesichts dieser Aporie(n) ist man versucht, die Feder dem zu reichen, was einem fragenden erwachsenen Mann am weitesten entgegengesetzt ist - einem kleinen Mädchen. Aber man wendet ein, daß kleine Mädchen nicht schreiben, daß sie wie die Wilden seien."[2] Ja? Nun denn:
Widerstand/Autosubversion. Eva Meyers Versprechen in „versprechen": „Davon spricht eine Stimme, die sich zuletzt erhebt. Und bringt den trennenden Bruch/Strich als - weiblichen - Schriftrest hervor. Die Stimme einer Frau. Sie bewegt das Dazwischen, die Luft zum Beispiel, aber auch die Lust. Nichts, das da reden könnte, wenn das Unvorstellbare hereinbricht. Ha![3] Dieser kriegerische Laut, der das Unaussprechliche spricht und aushält, was ihm selbst innewohnt: H, ache, la hache, die Axt. Das Ereignis des Bruchs. Die Prozedur der Trennung. Ein Griff nach dem Geheimnis, nach der Zitadelle und dem befestigtsten Ort der Städte, von denen man weiß, daß sie wie Frauen genommen werden. Doch tyrannisch behalten diese die Gabe einer Reserve, die sie zu Müttern all derer macht, die ihre Liebhaber waren. Sie öffnen Schoß zu Schirm wie das Loch in der Mitte der Klinge einer Doppelaxt, jener Doppelaxt, du weißt schon."[4]
Das ist prachtvoll. Federkiel vs. Doppelaxt, Tintenstrom vs. Luftbewegung. Man denke z. B. daran, daß das kriegerische Streitobjekt Stadt/Frau nicht etwa seines Wertes wegen begehrt wird, sondern um des strategischen Vorteils willen, den es dem Politiker/Philosophen verschafft. Und daß für die Wirkung von Eva Meyers Autosubversion/Widerstand die Tinte ganz überflüssig ist, sondern einzig durch den Luftstrom der Worte, durch das Loch der Doppelaxt (la bocca della verità), hervorgerufen wird. Ja, in der Tat: Wie erzielt eine Philosophie die Wirkung einer Morgendämmerung? Einzig dadurch, daß dem Philosophen/Politiker ein Licht ausgeblasen wird.

L'homme machine. Wollte man die bio-kybernetische Gretchenfrage „Kann eine Maschine denken?", die der englische Mathematiker Alan M. Turing 1950 stellte, nicht im Dunkel des Unaussprechlichen weiter vor sich hin murmeln[5], sondern die unheimliche Frage nach der möglichen Subjektwerdung des Apparates radikalisieren, so wäre zu fragen, ob als Gegenstück zu Digitalrechnern männliche Denker denkbar sind, die bei hinreichend großer mimetischer Speicherkapazität und Schaltgeschwindigkeit und bei geeigneter selbstreferentieller Programmierung in der Lage sind, beim Imitationsspiel sich zu bewähren; d. h., sind männliche Philosophen möglich, die bei einem *beliebigen Dialog* den sokratischen Päderastendiskurs in eine logisch äquivalente Form zu bringen vermögen und dadurch von einer weiblichen/sapphischen Gesprächspartnerin nicht zu unterscheiden wären? Wenn man so sagen darf, hat Eva Meyer diese signifikante Redeweise des männlichen Hysterikers im Blick, die sie in ihrem Aufsatz „Zwischen Schweigen und Geschwätzigkeit" zu Wort kommen läßt: „Die Sprache - sagt Benjamin - trägt die Seele der Frauen nicht, denn sie vertrauten ihr nichts; ihr Vergangenes ist nie beschlossen ... Sie nähern ihre Körper und liebkosen einander. Ihr Gespräch be-

freite sich vom Gegenstande und der Sprache. Dennoch hat es einen Bezirk erschritten. Denn erst unter ihnen und da sie beieinander sind, ist das Gespräch selbst vergangen und zur Ruhe gekommen. Nun erreicht es endlich sich selber: Größe wurde es unter ihrem Blick, wie das Leben Größe war vor dem vergeblichen Gespräche. Die schweigenden Frauen sind die Sprecher des Gesprochenen. Sie treten aus dem Kreis, sie allein sehen die Vollendung der Rundung. Sie alle beieinander klagen nicht, sie schauen bewundernd. Die Liebe ihrer Leiber ist ohne Zeugung, aber ihre Liebe ist schön anzusehen. Und sie wagen den Anblick aneinander. Das Schweigen und die Wollust - ewig geschieden im Gespräch - sind eins geworden. Schweigen der Gespräche war zukünftige Wollust, Wollust war vergangenes Schweigen. Unter den Frauen aber geschah der Anblick der Gespräche von der Grenze schweigender Wollust."

Eva Meyer bejaht grundsätzlich die Möglichkeit des selbstreferentiellen Imitationsspiels, wenn sie sogleich, die gutgemeinte Sappho-Stelle Benjamins entkräftend, ins Feld führt: „Und wenn Spekulation und Spiegelung immer noch auf eine Transzendenz zu verweisen scheinen, so deshalb, weil sie sich der Transparenz verpflichten und nicht umhin können, geheime Beziehungen zu unterhalten. Der ‚Blick' auf diese Beziehungen aber findet nicht mehr innerhalb dieser Ökonomie statt, da er ihre Grenze markiert. Weder geheimnisvoll noch transparent, erkennt er nichts, sondern spurt sich selbst als etwas, das sich niemals auf dergleichen Oppositionen reduzieren läßt und ist daher nicht als etwas oder nichts zu bestimmen. Der ‚Anblick der Gespräche' verläßt vielmehr die Bedingungen des Spiegels, um sein Ort zu sein ... Doch sind die Beziehungen zwischen ‚Etwas' und ‚Nichts', zwischen ‚Zeichen' und ‚Null', zwischen ‚Laut' und ‚Strich' seltsam genug, um nicht in einer binären Opposition aufzugehen."

Angesichts dieses Eingriffspunktes, der die Bruchstellen einer anderen Philosophie noch sehr formalisiert benennt, wäre im einzelnen zu erörtern, wie die Wissensproduktion und ihre Codierung in eine Philosophie von und unter Frauen zu übersetzen wäre und ob eine am Gebrauchswert des Wissens orientierte *weibliche Philosophie* dadurch denkbar wird?

Frage[1], ehem. bes. dicht., urspr. ugs., eigtl. gebr. übertr., an E. M.: C.-à.-d. *frz. (-dt) [hàsch[e]]?*

Branka Wehowski

Anmerkungen

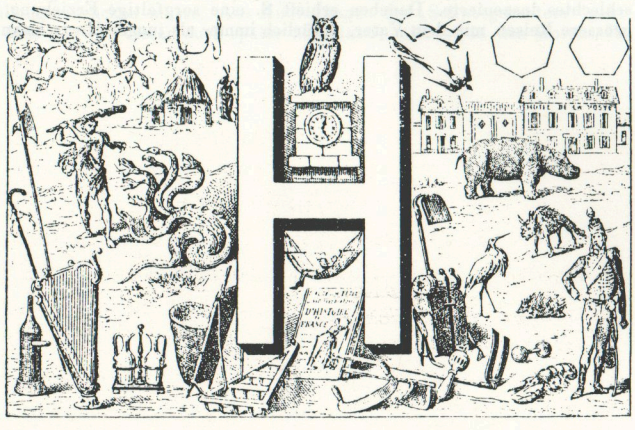
[1] Vgl. schon: Eva Meyer, „Theorie der Weiblichkeit", in: Die Schwarze Botin (SB) 6, 1978, p. 31 ff.; dies., „Körpersprache oder ‚Körper' der Sprache?", in: SB 10, 1979, p. 33 ff.; dies., „Vorspiel - Annäherung an eine andere Schreibweise", in: SB 14/15, 1980, p. 6 ff.; dies., „Befleckte Empfängnis", in: SB 18, 1983, p. 5 ff.; dies.: „Zählen und Erzählen. Für eine Semiotik des Weiblichen", Wien; Berlin: Medusa 1983.

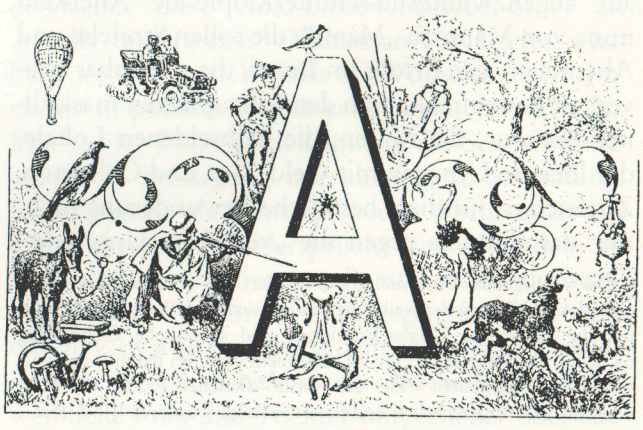
[2] J. F. Lyotard, Das Patchwork der Minderheiten, Bln. 1977, p. 52 f.

[3] Anm. d. Red.: „HA (*h* aspirée), *interj.* Exprime la surprise et quelquefois le soulagement. Ha! vous voilà! A tous les beaux endroits qui méritent des has, Mol." Petit Littré (Beaujean)

[4] Im Originalsatz ist dieses Versprechen intertextuell parallelgeschaltet mit einer rekursiven Reflexion auf die Nicht-Sagbarkeit (Nicht-Vorlesbarkeit) dieses Versprechens; reiner Text.

[5] Z. B.: „Sollten die Computer eines Tages in der Lage sein, vollkommene Theaterstücke zu schreiben und unnachahmliche Bilder zu malen, so wäre es an der Zeit, sich ernsthaft Gedanken zu machen. Sollten sie auch noch zu lieben beginnen, wäre das Schicksal der zoologischen Art beschlossen." (A. Leroi-Gourhan, 1965).





EDELMANN UND GOLDMARIE 1890

Zum homophilen Studium einer „Gräfin in Männerkleidung"*

Was für eine Zukunft liegt
vor einem weiblichen Kind, das
wie Humphrey Bogart sein will?
(Joanna Russ, The Female Man, 1975)

Gold - Liebe - Abenteuer[1]

Nach der Erfindung der männlichen Homosexualität als Persönlichkeitsmerkmal in den 1860er Jahren wird auch „die Frau" als potentielle Homosexuelle gefunden, gejagt, gesammelt und klassifiziert. Anhand psychiatrischer Fallgeschichten und anhand von der Presse aufgegriffener Affären läßt sich der Umgang mit auffallenden frauenliebenden Frauen in einigen Bereichen männerbündischer Kriegsführung verdeutlichen. Immer wieder scheint es sich darum zu handeln, die „Männlichkeit" und die „Männeridentifikation", die wir heute als Liebe zu Frauen und als Identifikation mit dem eigenen Geschlecht erkennen, bei bestimmten Frauen in den Griff zu bekommen - sie zu messen, zu verhüten, zu heilen oder auch ihr ihren Lauf zu lassen.[2] Unter den in die Zuständigkeit der Sexualwissenschaft geratenen Fällen weiblicher Konträrsexualität blieb die Geschichte Sarolta Vays, der Gräfin in Männerkleidung, die prominenteste.

Worin liegt die Faszination, die von diesem Text, von dieser Geschichte ausgeht?

Der FALL Sarolta Vay erlangte für die Sexualwissenschaft Bedeutung als Markstein innerhalb der Theoriebildung. In ihrem Fall vermengt sich die Bestätigung für das bis dahin ausgearbeitete Muster der konträrsexuellen Symptomen- und Charakterlehre mit dem Triumph, neue - besser: lang gesuchte - Merkmale weiblicher Konträrsexualität endlich gefunden zu haben.

Die AFFÄRE Sarolta Vay stößt bei den männlichen Begutachtern oder männlichen Rezipienten auf augenzwinkernd-schulterklopfende Anerkennung von Mann zu „Mann": die tollen Streiche und Abenteuer, der Erfolg im Beruf, die scheinbar souveräne Beweglichkeit an den Schauplätzen maskuliner Bravour, die Reisen, die halbseidenen Lokale, der lockere Umgang mit Geld, Gut und Geliebten. Zugleich ist für diese heimliche Bewunderung nicht nur das Bündnis gegen die „verführte Unschuld"

* Die vorliegende Untersuchung analysiert die sexualwissenschaftliche Diskursivierung der weiblichen Homosexualität auch vor Gericht; um die historische Ungleichzeitigkeit und spezifische Gefährdung nicht nur der lesbischen Frau zu dokumentieren, sei darauf hingewiesen, daß die „Unzucht wider die Natur" zwischen Frauen in Österreich bis 1971 strafrechtlich kodifiziert verfolgt wurde. *B. W., d. Red.*

Beobachtung 173. (Gynandrie[1]). Anamnese. Am 4. Noven 1889 erstattete der Schwiegervater eines Grafen V. die Anzeige, dass di ihm unter dem Vorwande, einer Kaution als Sekretär einer Aktiengesellsc zu benötigen, 800 fl. herausgelockt habe. Ueberdies habe sich her gestellt, dass Sandor Verträge gefälscht, die im Frühjahr 1889 erfolgte T ung fingiert habe und vor allem, dass dieser angebliche Graf gar kein M sei, sondern ein in Männerkleidern einhergehendes Weib und Sarolta (Cl lotte) Gräfin V. heisse.

S. wurde verhaftet und wegen Verbrechens des Betrugs und Fälsch öffentlicher Urkunden in Voruntersuchung gezogen. Im ersten Verhör kennt S., geb. 6. Dezember 1866, dass er weiblichen Geschlechtes, katholi ledig und als Schriftstellerin unter dem Namen Graf V. beschäftigt sei.

Aus der Autobiographie dieses Mannweibes ergeben sich folgende merkenswerte, von anderer Seite bestätigte Tatsachen.

S. stammt aus einer altadeligen, hochangesehenen Familie, in wel Exzentrizität Familieneigentümlichkeit war.* Eine Schwester der Gr mutter mütterlicherseits war hysterisch, somnambul und lag wegen einge deter Lähmung 17 Jahre zu Bette. Eine zweite Grosstante brachte we eingebildeter Todeskrankheit 7 Jahre im Bette zu, gab aber gleichwohl Bi Eine dritte hatte den Spleen, dass eine Konsole in ihrem Salon verwün sei. Legte jemand etwas auf diese Konsole, so geriet sie in höchste A regung, schrie „verwünscht, verwünscht" und eilte mit dem Gegenstand ein Zimmer, das sie die „schwarze Kammer" nannte und dessen Schlü sie niemals aus den Händen gab. Nach dem Tode dieser Dame fand i in der schwarzen Kammer eine Anzahl von Schals, Schmucksachen, Ba noten u. s. w. Eine vierte Grosstante liess 2 Jahre ihr Zimmer n kehren, wusch und kämmte sich nicht. Nach 2 Jahren erst kam sie wie zum Vorschein. Alle diese Frauen waren nebenher geistreich, gebil liebenswürdig.

S.'s Mutter war nervös und konnte den Mondschein nicht ertragen.

Von der väterlichen Familie behauptet man, dass sie einen Sporn viel habe. Eine Linie der Familie beschäftigt sich fast ausschliesslich Spiritismus. Zwei Blutsverwandte väterlicherseits haben sich erschos Die Mehrzahl der männlichen Angehörigen ist ausserordentlich talenti Die weiblichen sind durchweg beschränkte, hausbackene Persönlichkei Der Vater S.'s hatte eine hohe Stellung, aus der er jedoch wegen sei Exzentrizität und Verschwendung (er verschwendete über $1^1/_2$ Millionen) a scheiden musste.

Eine Marotte des Vaters war es u. a., dass er S. ganz als Kna erzog, sie reiten, kutschieren, jagen liess, ihre Energie als Mann bewunde sie Sandor nannte.

Dagegen liess dieser närrische Vater seinen zweiten Sohn in Wei kleidern gehen und als Mädchen erziehen. Die Farce hörte mit dem 15. Ja wo dieser Sohn eine höhere Bildungsanstalt bezog, auf.

Sarolta-Sandor blieb unter dem Einfluss des Vaters bis zum 12. Ja kam dann zur exzentrischen mütterlichen Grossmutter nach Dresden wurde von dieser, als der männliche Sport zu sehr überhand nahm, in Institut gebracht und in Weiberkleider gesteckt.

13 Jahre alt, ging sie dort mit einer Engländerin, der sie sich als erklärte, ein Liebesverhältnis ein und entführte sie.

Sarolta kam zur Mamma, die aber nichts ausrichtete und es zula musste, dass ihre Tochter wieder Sandor wurde, Knabenkleider trug jedes Jahr mindestens ein Liebesverhältnis mit Personen des eigenen schlechtes inszenierte. Daneben erhielt S. eine sorgfältige Erziehung, ma grössere Reisen mit dem Vater, natürlich immer als junger Herr, emanzipi

konstitutiv, sondern eben diese richtet sich auch gegen alle später begutachteten Passing Women[3], die sich dem männlichen Blick dann doch zu erkennen geben mußten. „Heiter, flott, drauf los" bleibt das Interpretationsmuster für Lebens- und Erlebensweisen, die für die Betroffenen so heiter vermutlich nicht waren. 1893 berichtet ein Journalist:

Man wird sich vielleicht jener Affäre erinnern, die seinerzeit so großes Aufsehen erregte und in deren Mittelpunkt die junge ungarische Komtesse Sarolta Vay stand. Diese hatte Männerkleider angelegt, dann flott, ungebunden darauf losgelebt und war auf ihren heiter verbrachten Kreuz- und Querfahrten schließlich in eine österreichische Provinzialhauptstadt gelangt, wo sie sich mit der Tochter einer angesehenen Familie verlobte und verheiratete.
Über einen ähnlichen Fall haben wir nun auch heute zu berichten.[4]

Der „ähnliche Fall" erweist sich als das Auffälligwerden von Josefa G., die vierzehn Jahre lang „als Mann" lebte: die Heldin ist eine Fabrikarbeiterin und keine Komtesse; sie fährt nicht kreuz und quer, sondern lebt seit Jahren in derselben Stadt, in demselben „kleinen Kabinet"; ihre Geliebte, wieder eine „unschuldige" Marie, ist Metallschleiferin und nicht Tochter aus angesehener Familie; der Enttarnung folgen zwangsläufig der Verlust des Arbeitsplatzes und die Anzeige wegen polizeilicher Falschmeldung - Konsequenzen, denen Sarolta augenscheinlich entgehen konnte. Andere Gold-Liebe-Abenteuer-Geschichten der Jahrhundertwende fanden deswegen weniger Aufmerksamkeit, weil die Zuschreibungen Mannweib/feminine Unschuld sich verwischten - so z. B. bei der ungarischen Baronin F. und dem Frl. St., die von 1896 bis 1901 „glückselig wie ein Ehepaar auf Hochzeitsreise", begütert und ebenfalls „flott", durch fashionable Urlaubsorte in Italien und Frankreich zogen, bis die Baronin, die anders als Sarolta oder Josefa dem Augenschein nach kein Mann war, sich von Frl. St., die weder naiv noch unglücklich sich präsentieren läßt, um ihr Vermögen und ihre Liebe betrogen sah.[5]

Krafft-Ebings[6] „Beobachtung 173" weckt die Illusion, Authentizität zu vermitteln, eine Ahnung des wahren Lebens einer freien und freienden Konträrsexuellen. Ich bezweifle, daß Frauen der Jahrhundertwende diese Gold-Liebe-Abenteuer-Story als „totally bizarre case" (Faderman 1981) gelesen haben, wendet er sich doch an Wünsche und Sehnsüchte in potentiell jeder zeitgenössischen Leserin. Erst in der Folge perfektioniert die Sexualwissenschaft die Festlegung nur eines ganz bestimmten Frauentypus' als konträrsexuell. Wenn auch die textstrukturellen Widersprüche sich nicht dem ersten Blick erschließen - z. B. ist Simone de Beauvoir ihnen völlig in die Falle gegangen, siehe dazu unten -, so war zweifellos dennoch eine der vielen immanenten Botschaften sehr deutlich: Die wahre weibliche Frau und Tochter bürgerlicher oder ade-

sich früh, besuchte Cafés, selbst zweideutige Lokale und rühmte sich sogar eines Tages im Lupanar in utroque genu puellae sedisse. S. war oft berauscht, passioniert für männnlichen Sport, ein sehr gewandter Fechter. S. fühlte sich sehr zu Schauspielerinnen oder sonstigen alleinstehenden, womöglich nicht ganz jungen Damen hingezogen. Sie versichert, nie eine Neigung zu einem jungen Manne gefühlt und von Jahr zu Jahr eine zunehmende Abneigung gegen Männer empfunden zu haben. „Ich ging am liebsten mit unschönen, unscheinbaren Männern in Damengesellschaft, damit ja keiner mich in Schatten stelle. Bemerkte ich, dass einer Sympathien bei den Damen erweckte, so wurde ich eifersüchtig. Ich zog bei Damen geistreiche den körperlich schönen vor. Dicke und gar männersüchtige konnte ich nicht ausstehen. Ich liebte es, wenn sich die Leidenschaft einer Frau unter poetischem Schleier offenbarte. Alles Schamlose an einer Frau war mir ekelhaft. Ich hatte eine unaussprechliche Idiosynkrasie gegen weibliche Kleider, überhaupt gegen alles Weibliche, aber nur an und bei mir, denn im Gegenteil, ich schwärmte ja für das schöne Geschlecht."

Seit etwa 10 Jahren lebte S. fast beständig ferne von ihren Angehörigen und als Mann. Sie hatte eine Menge Liaisons mit Damen, machte mit solchen Reisen, verschwendete viel Geld, machte Schulden.

Daneben ergab sie sich literarischer Tätigkeit und war geschätzter Mitarbeiter zweier angesehener Zeitschriften der Hauptstadt.

Ihre Leidenschaft für Damen war eine sehr wechselnde, Beständigkeit in der Liebe war nicht vorhanden.

Nur einmal dauerte eine solche Liaison 3 Jahre. Es war vor Jahren, dass S. auf Schloss G. die Bekanntschaft der um 10 Jahre älteren Emma E. machte. Sie verliebte sich in diese Dame, machte mit ihr einen Ehekontrakt und lebte 3 Jahre mit ihr wie Mann und Frau in der Hauptstadt.

Eine neue Liebe, die S. verhängnisvoll werden sollte, veranlasste sie, das „Eheband" mit E. zu lösen. Diese wollte nicht von ihr lassen. Nur mit schweren Opfern erkaufte S. ihre Freiheit von E., die angeblich jetzt noch sich als geschiedene Frau geriert und sich als Gräfin V. betrachtet! Dass S. auch bei anderen Damen Leidenschaft hervorzurufen vermochte, geht daraus hervor, dass, als sie (vor der „Eheschliessung" mit E.) eines Fräuleins D. überdrüssig geworden war, nachdem sie mit dieser einige tausend Gulden verjubelt hatte, von der D. mit Erschiessen bedroht wurde, wenn sie ihr nicht treu bleibe.

Es war im Sommer 1887 während eines Aufenthaltes in einem Badorte, dass S. die Bekanntschaft einer angesehenen Beamtenfamilie E. machte. Sofort verliebte sich S. in die Tochter Marie und fand Gegenliebe. Deren Mutter und Cousine suchten dieses Liebesverhältnis zu hintertreiben, aber vergebens. Den Winter über korrespondierten die beiden Liebenden eifrig miteinander Im April 1888 kam „Graf S." zum Besuch und im Mai 1889 erreichte er das Ziel seiner Wünsche, indem Marie, die inzwischen eine Stelle als Lehrerin aufgegeben hatte, in Gegenwart eines Freundes ihres geliebten S. in einem Gartenhause von einem Pseudopriester in Ungarn getraut wurde. Den Trauschein fingierte S. mit seinem Freunde. Das Paar lebte in Glück und Freude und ohne die Anzeige des schlimmen Schwiegervaters hätte diese Scheinehe voraussichtlich noch lange gedauert. Bemerkenswert ist, dass S. während des ziemlich langen Brautstandes die Familie seiner Braut über sein wahres Geschlecht vollkommen zu täuschen wusste.

S. war passionierter Raucher, hatte durchaus männliche Allüren und Passionen. Seine Briefe und selbst gerichtliche Zustellungen gelangten unter der Adresse „Graf S." an ihn, auch sprach er öfter davon, dass er zu einer Waffenübung einrücken müsse. Aus Andeutungen des „Schwiegervaters" geht hervor, dass S. (was dieser auch später zugestand) mittelst in den Hosensack

liger Männer trägt Korsetts, Schleier, Kleider, komplizierte Frisuren und keinen Grafenrock, sie bleibt im Lande und geht nicht auf Reisen, sie bleibt im Hause und besucht keine öffentlichen Lokale, sie liebt nur einmal im Leben, dafür aber heterosexuell und fürs ganze Leben, sie wirtschaftet sparsam, und sie hält sich von anderen Frauen, in welchem Kontext auch immer, so fern wie möglich. Wir wissen, daß es um 1890 einer zusehends geringeren Zahl von Frauen einfiel, diese Pflichten zu erfüllen. Die beschriebenen Normierungen sind bereits eine Reaktion auf ein breites und artikuliertes Bedürfnis nach einer anderen Form von Existenz bei Frauen, und der Widerstand gegen die Strategien der männerbündischen Kriegsführung geht, zugleich mit der Konkretisierung einer Utopie vom autonomen Leben, massiv vonstatten: untergründig und organisiert.

Die Geschichte der Systematisierung weiblicher Homosexualität ist zugleich die Geschichte der Strategien zur Heterosexualisierung und nicht so sehr die Geschichte einer Diskriminierung von Randgruppen oder Minderheiten; die Geschichte lesbischer Frauen ist die Geschichte aller Frauen.

„Authentisch" an dem kasuistischen Text sind die Männerprojektionen und -produktionen, ist die Art und Weise, in der Frauen in die Geschichte der Homosexualität eingeschrieben werden, ist auch das historische Schweigen der Frauen. Lediglich innerhalb dieser Prämissen enthüllt der Zugang zur Vielschichtigkeit und Vieldimensionalität des Textes nach und nach, daß Sarolta Vay die den neuen Definitionen immanenten Chancen nutzt und, um den Preis der Beendigung ihrer Beziehung zu Marie, ihre moralische Rehabilitation und das zugebilligte Recht auf das „andere Leben" sich erkaufen kann.

I do not know what fate awaites me
I only know I must be brave
And I must face a man who hates me
Or lie a coward
A craven coward
Or lie a coward in my grave.
(Do not forsake me, oh my Darling –
„High Noon" 1952)

Lese-Anleitung zu einem homophilen Text

Die Grobstruktur der Erzählung ist eine dreifache; an die in den meisten psychiatrischen und psychoanalytischen Fallgeschichten enthaltenen Kapitel Anamnese und Exploration schließt sich hier als drittes das Gutachten. Im ersten Kapitel erfolgen die Charakterisierung der handelnden Personen und die Einteilung in Unterkapitel so, als sei nicht für die Konstruktion der Erzählung von Anfang an konstitutiv, daß die erst im nächsten Kapitel erwähnten Handlungsträger – die Gerichtsärzte –

eingestopften Sacktuches oder auch Handschuhes ein Skrotum zu markieren wusste. Auch bemerkte der Schwiegervater einmal etwas wie ein erigiertes membrum am künftigen Schwiegersohn (wahrscheinlich ein Priap), der auch gelegentlich die Bemerkung fallen liess, er müsse beim Reiten ein Suspensorium tragen. Tatsächlich trug S. eine Bandage um den Leib, möglicherweise zur Befestigung eines Priaps.

Obwohl S. sich auch pro forma öfters rasieren liess, war man im Hotel gleichwohl überzeugt, dass er ein Weib sei, weil das Stubenmädchen in der Wäsche Spuren von Menstrualblut fand (was S. aber als hämorrhoidales erklärte) und gelegentlich eines Bades, das S. nahm, durch das Schlüsselloch sich von dessen weiblichem Geschlechte überzeugt haben wollte.

Die Familie der Marie machte es glaublich, dass diese lange Zeit über das wahre Geschlecht des Pseudogatten in Täuschung befangen war.

Für die unglaubliche Naivität und Unschuld dieses unglücklichen Mädchens spricht folgende Stelle in einem Briefe Mariens an S. vom 26. August 1889:

„Ich mag keine fremden Kinder mehr, aber so ein Bezerl von meinem Sandi, so ein Patscherl — ach, welch Glück, mein Sandi!"

Bezüglich der geistigen Individualität S.'s geben eine grosse Anzahl vorhandener Manuskripte erwünschten Aufschluss. Die Schriftzüge haben den Charakter der Festigkeit und Sicherheit. Es sind echt männliche Züge. Der Inhalt wiederholt sich überall in denselben Eigentümlichkeiten: — wilde zügellose Leidenschaft, Hass und Widerstand gegen alles, was dem nach Liebe und Gegenliebe dürstenden Herzen sich gegenüberstellt, poetisch angehauchte Liebe, in der auch nicht mit einem Zug Unedles berührt wird, Begeisterung für alles Schöne und Edle, Sinn für Wissenschaft und schöne Künste.

Ihre Schriften verraten ungewöhnliche Belesenheit in Klassikern aller Sprachen, enthalten Zitate aus Poeten und Prosaikern aller Länder. Von berufener Seite wird auch versichert, dass S.'s dichterische und belletristische Erzeugnisse nicht unbedeutend sind.

Psychologisch bemerkenswert sind die das Verhältnis zu Marie berührenden Briefe und Schriften.

S. spricht von der Seligkeit, die ihr an M.'s Seite blühte, äusserst masslose Sehnsucht, das angebetete Weib, wenn auch nur für einen Moment zu sehen. Nach solcher Schmach wünscht sie nur mehr die Zelle mit dem Grab zu vertauschen. Der bitterste Schmerz sei das Bewusstsein, dass jetzt auch Marie sie hasse. Heisse Tränen, so viel, dass sie sich darin ertränken könnte, habe sie um ihr verlorenes Glück geweint. Ganze Bogen behandeln die Apotheose dieser Liebe, Reminiszenzen aus der Zeit der ersten Liebe und Bekanntschaft.

S. klagt über ihr Herz, das sich von keinem Verstande dominieren liess, sie äussert Gefühlsausbrüche, die man nur fühlen, aber nicht simulieren kann. Dann wieder Ausbrüche tollster Leidenschaft mit der Erkläruug, ohne Marie nicht leben zu können. „Deine teure, liebe Stimme, diese Stimme, auf deren Klang ich vielleicht noch vom Grabe aufstehen werde, deren Klang mir immer die Verheissung des Paradieses gewesen ist. Deine blosse Gegenwart war genug, um meine physischen und moralischen Leiden zu lindern. Es war das ein magnetischer Strom, es war das eine eigentümliche Macht, welche dein Wesen auf meines ausübte, und welches ich mir auch nie ganz definieren kann. So blieb ich bei der ewig wahren Definition: ich lieb' sie, weil ich sie liebe. — In trostloser Nacht hatte ich nur einen Stern, den Stern der Liebe von Marie. Der Stern ist nunmehr erloschen — es ist nur mehr der Widerschein davon da, die süsse, wehmütige Erinnerung, die auch die wirklich schauerliche Nacht des Sterbens mit sanftem Scheine erleuchtet, ein Schimmer der

Hoffnung, — — diese Schrift endet mit der Apostrophe: meine Herren, weise Rechtsgelehrte, Psycho- und Pathologen, richten Sie mich! Jeden Schritt, den ich tat, leitete die Liebe, jede meiner Taten war durch sie bedingt — Gott hat sie mir ins Herz gegeben. Wenn er mich so schuf und nicht anders, bin ich denn daran schuld oder sind es die ewig unergründlichen Wege des Schicksals? Ich baute auf Gott, dass eines Tages die Erlösung kommen werde, denn mein Fehler war nur die Liebe selbst, welche die Grundlage, der Grundsatz seiner Lehren, seines Reiches selbst ist. —

Mein Gott, du Barmherziger, Allmächtiger, du siehst meine Qual, du weisst, wie ich leide. Neige dich zu mir und reiche mir deine helfende Hand, wo mich schon die ganze Welt verlassen. Nur Gott ist gerecht. Wie schön beschreibt dies V. Hugo in seinen Légendes du siècle. Wie traurig malerisch klingt mir die Mendelssohnsche Weise: ‚Allnächtlich im Traume seh' ich dich . . .'"

Obwohl S. weiss, dass keine ihrer Schriften ihren „angebeten Löwenkopf" erreicht, ermüdet sie nicht, in bogenlangen Vergötterungen von Mariens Person Ausbrüche von Liebesschmerz und Liebeswonne zu schreiben, „sich nur noch eine helle glänzende Träne zu erbitten, geweint an einem stillen hellen Sommerabend, wenn der See im Abendschein erglüht wie geschmolzenes Gold und die Glocken von St. Anna und Maria-Wörth, in harmonischer Melancholie verschmelzend, Ruhe und Frieden verkünden — für jene arme Seele, für dieses arme Herz, das bis zum letzten Hauch für dich geschlagen".

Persönliche Exploration. Die erste Begegnung, welche die Gerichtsärzte mit S. hatten, waren einigermassen eine Verlegenheit für beide Teile, für die ersteren, weil S.'s vielleicht etwas greller forcierte männliche Tournüre imponierte, für sie, weil sie der Meinung war, mit dem Stigma der moral insanity bemakelt zu werden. Ein nicht unschönes, intelligentes Gesicht, das trotz einer gewissen Zartheit der Züge und Kleinheit aller Partien ein ganz entschieden männliches Gepräge hatte, wenn nicht der schwer entbehrte Schnurrbart fehlen würde! Fiel es doch selbst den Gerichtsärzten schwer, trotz Damenkleidung immer gegenwärtig zu haben, dass es sich um eine Dame handelt, während der Verkehr mit dem Manne Sandor viel ungezwungener, natürlicher, scheinbar korrekter von statten geht. Dies empfindet auch die Angeschuldigte. Sie wird sofort offener, mitteilsamer, freier, sobald man sie wie einen Mann behandelt.

Trotz ihrer schon von den ersten Lebensjahren an vorhandenen Zuneigung zum weiblichen Geschlechte, will sie doch erst im 13. Jahr gelegentlich der Entführung der rothaarigen Engländerin aus dem Dresdener Institute, die ersten Spuren sexuellen Triebes verspürt haben, der sich damals schon in Küssen, Umarmungen, Berührungen mit wollüstigen Empfindungen manifestierte. Schon damals erschienen ihr in ihren Traumbildern ausschliesslich weibliche Gestalten und habe sie sich, wie auch seither immer, in wollüstigen Träumen in der Situation eines Mannes gefühlt und gelegentlich auch Ejakulation dabei verspürt.

Solitäre oder mutuelle Onanie kenne sie nicht. So etwas erscheine ihr höchst ekelhaft und der „Manneswürde" (!) nicht entsprechend. Sie habe sich auch niemals von anderen ad genitalia berühren lassen, schon deshalb nicht, weil es ihr um die Wahrung ihres grossen Geheimnisses zu tun war. Die Menses stellten sich erst mit 17 Jahren ein, verliefen immer schwach und ohne Beschwerden. Besprechung menstrualer Vorgänge perhorresziert S. sichtlich, das sei etwas ihrem männlichen Bewusstsein und Fühlen sehr Zuwideres. Sie erkennt die Krankhaftigkeit ihrer sexuellen Neigungen an, wünscht sich aber nichts anderes, da sie sich in dieser perversen Empfindung vollkommen wohl und glücklich fühle. Die Idee eines sexuellen Verkehrs mit Männern mache ihr Ekel und ihre Ausführung halte sie für unmöglich.

auch als Erzähler fungieren. Die Bedeutung des explorativen Teiles besteht weniger im Liefern neuer Fakten als im Wiederholen und Bestätigen bereits bekannter; im scheinbaren Objektivieren durch explizite Präsenz kompetenter Personen und persönlicher Beurteiler. Welche Teile der Erzählung bedürfen einer Wiederholung und Neuformulierung?

- Die Entführung einer Engländerin aus dem Pensionat, als Sarolta dreizehn war; neu innerhalb dieser Wiederholung ist die zur „13" passende Information, daß die Entführte rothaarig war.
- Die Beschreibung des von Sarolta bevorzugten Frauentypus.

Aus der (vorgeblichen) Selbstaussage:

Ich zog bei Damen geistreiche den körperlich schönen vor. Dicke und gar männersüchtige konnte ich nicht ausstehen.

wird:

Von Frauen interessieren S. nicht gerade schöne oder üppige, auch nicht sehr junge. Sie stellt überhaupt die körperlichen Reize des Weibes in zweite Linie. Sie fühlt sich zu denen von etwa 24–30 Jahren hingezogen.

Der Erzähler macht galant die „dicken" zu „üppigen", läßt aber die Betonung intellektueller Bedürfnisse Saroltas in einer Weise außer acht, daß die „geistreichen" Damen sich in „24–30jährige" zu verwandeln scheinen. Übrigens baut Simone de Beauvoir ihre gesamten psychoanalytischen Betrachtungen zu Saroltas Biographie - der sie Echtheit zuschreibt - auf diesem Hang zu in doch nur sehr relativem Ausmaß „älteren" Frauen auf.[7]

- Die Charakterisierung des Inhaltes ihrer Schriften. In der Anamnese heißt es:

poetisch angehauchte Liebe, in der auch nicht mit einem Zug Unedles berührt wird, Begeisterung für alles Schöne und Edle, Sinn für Wissenschaft und schöne Künste.

In der Exploration:

gleichwie in ihren Schriften auch niemals Schamlosigkeit oder Cynismus sich finden. Sie ist religiös, hat lebhaftes Interesse für alles Edle und Schöne, ausgenommen für Männer, ist sehr empfänglich für sittliche Wertschätzung seitens anderer.

Die Erwähnung des diagnostisch eigentlich sehr wichtigen Sinnes für Wissenschaft und Kunst wird dem an den Haaren herbeigezerrten schönen und edlen Mann preisgegeben.

- Die literarische Bewertung ihrer Schriften. Der erste Teil greift auf fachmännisches Urteil zurück:

ungewöhnliche Belesenheit in Klassikern aller Sprachen (...) Von berufener Seite wird auch versichert, daß S.'s dichterische und belletristische Erzeugnisse nicht unbedeutend sind.

Im zweiten Teil heißt es kurz und bündig:

Sie ist hoch talentiert für literarische Leistungen, besitzt seltenes Gedächtnis.

Die Versicherung des Fachmannes wird zur Tatsache, die qualifizierte Aneignung von Bildung jedoch zur mechanischen Gedächtnisleistung.

- Ihre Verschwendungssucht:

Sie (...) verschwendete viel Geld, machte Schulden
und

Ihre einzige Schwäche ist der kolossale Leichtsinn und die Unmöglichkeit, mit Geld und Geldeswert vernünftig umzugehen.

Auf diese moralische Rehabilitation ist noch zurückzukommen.

Das Schlußkapitel Gutachten zieht aus dem ersten Teil (Unterkapitel: Blutsverwandtschaft) den Schluß der hereditären Belastung und aus dem zweiten Kapitel (Unterkapitel: Körpermaße) den der anthropologischen Anomalien; aus beiden Teilen den der „unwiderstehlichen" Sexualität, woraufhin der gerichtliche Freispruch erfolgt.

Wenn wir zu den im anamnestischen Teil vorgestellten Personen und deren scheinbar linearer Einführung zurückkehren, so sehen wir zunächst, daß mütterlicherseits nur die weiblichen Blutsverwandten erwähnenswert scheinen: die Großtanten 1–4, allesamt „exzentrisch", mit der nicht explizit gemachten Gemeinsamkeit des periodischen Verschwindens – 1: ins Bett und somnambul aus dem Bett; 2: ins Bett; 3: in die Kammer; 4: in ihr Zimmer – und mit mehreren kontraststrukturell dargebrachten Charakteristika – hochangesehen vs. exzentrisch; lag im Bett vs. gab Bälle; verhalten sich eigentümlich vs. sind geistreich, gebildet, liebenswürdig. Dem Text selbst läßt sich kaum mehr entnehmen, daß hier die Befolgung einstiger ärztlicher Therapiemethoden, also das Sich-Fügen in den Kult der Kränklichkeit und in die von Medizinern verordnete Bettlägrigkeit als Lebensstil von Frauen der Oberschicht[8], zum Anlaß für eine argumentative Pathologisierung der betroffenen Frauen und ihrer Großenkelin genommen wird. Im Text gegeneinander gestellt werden die Großmutter, die entschieden genug ist, Sarolta „ins Institut zu bringen und in Weiberkleider zu stecken" und die Mutter – die schwache Mama –, „die nichts ausrichtete". Beide Erziehungsstile wiederum sind der hereditären Logik und dem Erziehungsstil des Vaters unterlegen.

Von den Blutsverwandten väterlicherseits gibt uns der Erzähler männliche und weibliche Sammelcharakteristika: talentierte Männer, hausbackene Frauen. Der gebildeten Leserin steht nun jede Interpretation für die Tatsache offen, daß unter den Ehefrauen ersterer sehr bekannte Schriftstellerinnen sich befanden[9].

Die Epitheta des Vaters lauten: exzentrisch, verschwenderisch, närrisch, gegenüber seinen Kindern voll der Marotten und Farcen. Diese Darstellung, die seine Mitschuld an Saroltas Entwicklung suggeriert, widerspricht dem implizit bescheinigten Weitblick, der in seinem Erziehungsstil liegt – letztendlich bestätigen ja die Gerichtsärzte, daß die Erziehung zum Mann für Sarolta die ihren Naturanla-

Ihre Schamhaftigkeit erstrecke sich so weit, dass sie eher unter Männern schlafen könnte, als unter Frauen. So müsse sie, wenn sie ein Bedürfnis befriedigen wolle oder die Wäsche wechsle, ihre Zellengenossin bitten, so lange sich vom Fenster abzuwenden, damit sie ihr nicht zusehen könne.

Als S. gelegentlich mit dieser Zellengenossin, einer Person aus der Hefe des Volkes, in Berührung kam, empfand sie wollüstige Erregung und musste darüber erröten. S. erzählte sogar ungefragt, dass sie von förmlicher Angst befallen wurde, als sie in der Gefängniszelle in die ihr ungewohnten Frauenkleider sich wieder einzwängen lassen musste. Ihr einziger Trost war, dass man ihr wenigstens ihr Herrenhemd liess. Bemerkenswert und für die Bedeutung von Geruchsempfindungen in ihrer Vita sexualis sprechend, ist auch ihre Mitteilung, dass sie gelegentlich einer Entfernung ihrer Marie jene Partien des Sopha aufgesucht und berochen habe, an denen Mariens Kopf zu liegen pflegt, um aus diesen Stellen mit Wonne den Geruch der Haare zu inhalieren. Von Frauen interessieren S. nicht gerade schöne oder üppige, auch nicht sehr junge. Sie stellt überhaupt die körperlichen Reize des Weibes in zweite Linie. Sie fühlt sich zu denen von etwa 24—30 Jahren hingezogen wie mit „magnetischem" Zug. Ihre sexuelle Befriedigung fand sie ausschliesslich in corpore feminae (nie am eigenen Körper) in Form von Manustupration des geliebten Weibes oder Cunnilingus. Gelegentlich bediente sie sich auch eines mit Werg ausgestopften Strumpfes als Priap. Diese Eröffnungen macht S. nur ungern, mit sichtlichem Schamgefühl; gleichwie in ihren Schriften auch niemals Schamlosigkeit oder Cynismus sich finden.

Sie ist religiös, hat lebhaftes Interesse für alles Edle und Schöne, ausgenommen für Männer, ist sehr empfänglich für sittliche Wertschätzung seitens anderer.

Sie bedauert tief, dass sie in ihrer Leidenschaft Marie unglücklich gemacht, findet ihre sexuellen Empfindungen pervers und solche Liebe eines Weibes zum anderen bei Gesunden moralisch verwerflich. Sie ist hoch talentiert für literarische Leistungen, besitzt seltenes Gedächtnis. Ihre einzige Schwäche ist der kolosale Leichtsinn und die Unmöglichkeit, mit Geld und Geldeswert vernünftig umzugehen. Sie ist sich jedoch dieser Schwäche bewusst und bittet, darüber nicht weiter zu sprechen.

S. ist 153 cm hoch, von zartem Knochenbau, mager, jedoch an Brust und Oberschenkeln auffallend muskulös. Der Gang ist in Weiberkleidern ungeschickt.

Ihre Bewegungen sind kräftig, nicht unschön, wenn auch mehr männlich steif, ungraziös. Ihre Begrüssung erfolgt mit kräftigem Händedruck. Das ganze Auftreten ist dezidiert, stramm, etwas selbstbewusst. Blick intelligent, Miene etwas verdüstert. Füsse und Hände auffallend klein, auf infantiler Stufe stehen geblieben. Streckseiten der Extremitäten auffallend stark behaart, während von Barthaaren trotz aller Rasierexperimente nicht einmal ein Flaum zu bemerken ist. Der Rumpf entspricht durchaus nicht weiblicher Bauart. Es fehlt die Taille. Das Becken ist so schlank und so wenig prominierend, dass eine von der Achselhöhle zum entsprechenden Knie gezogene

Linie der Richtung der Geraden entspricht und durch eine Taille nicht ein-, durch das Becken nicht auswärts gedrängt wird. Der Schädel ist leicht oxycephal und bleibt in allen Massen um wenigstens 1 cm unter dem Durchschnittsmasse des weiblichen zurück.

Die Schädelzirkumferenz beträgt 52, die Ohrhinterhauptlinie 24, die Ohrscheitellinie 23, Ohrstirnlinie 28,5, Längsumfang 30, Ohrkinnlinie 26,5, Längsdurchmesser 17, grösster Breitedurchmesser 13, Distanz der Gehörgänge 12, der Jochfortsätze 11,2 cm. Der Oberkiefer springt stark vor, sein Alveolarfortsatz überragt den Unterkiefer um 0,5 cm. Zahnstellung nicht ganz normal. Der rechte obere Augenzahn hat sich nie entwickelt. Mund auffallend klein. Ohren abstehend, Läppchen nicht differenziert, in die Wangenhaut sich verlierend. Harter Gaumen schmal, steil. Stimme rauh, tief. Brustdrüsen genügend entwickelt, weich, ohne Sekret. Der Mons veneris mit dichten dunklen Haaren bedeckt. Genitalien vollkommen weiblich, ohne Spur von hermaphroditischen Erscheinungen, aber auf der infantilen Stufe des 10jährigen Mädchens stehen geblieben. Die Labia majora berühren sich fast vollständig, die minora haben hahnenkammartige Form und prominieren über die grossen. Die Klitoris ist klein und höchst empfindlich. Frenulum zart, Perineum sehr schmal, Introitus vaginae enge, Schleimhaut normal. Hymen fehlt (wahrscheinlich angeboren), ebenso die Carunculae myrtiformes. Vagina derart enge, dass die Einführung eines Membrum virile unmöglich wäre, überdies höchst empfindlich. Ein Koitus hat bisher jedenfalls nicht stattgefunden. Uterus wird durchs Rektum etwa wallnussgross gefüllt, derselbe ist unbeweglich und retroflektiert.

Das Becken erscheint als ein allseits verengtes (Zwergbecken) mit entschieden männlichem Typus. Die Distanz der vordersten Darmbeinstachel beträgt 22,5 (statt 26,3), die der Darmbeinkämme 26,5 (statt 29,3), die der Rollhügel 27,7 (31), die äussere Konjugata 17,2 (19—20), daher vermutlich die innere 7,7 (10,8) haben wird. Wegen mangelhafter Breite des Beckens ist auch die Stellung der Oberschenkel keine konvergente wie beim Weib, sondern eine gerade.

Das Gutachten erwies, dass bei S. eine angeborene krankhafte Verkehrung der Geschlechtsempfindung, welche sogar anthropologisch in Anomalien der Körperentwicklung sich ausspricht, vorhanden sei, auf Grund schwerer hereditärer Belastung, ferner, dass die inkriminierten Handlungen der S. ihre Begründung in ihrer krankhaften und unwiderstehlichen Sexualität finden.

Insofern habe S.s bezeichnende Aeusserung: „Gott hat mir die Liebe ins Herz gegeben. Wenn er mich so schuf und nicht anders, bin dann ich schuld daran, oder sind es die ewig unergründlichen Wege des Schicksals?“ alle Berechtigung.

Der Gerichtshof fällte ein freisprechendes Erkenntnis. Die „Gräfin in Männerkleidung“, wie sie die Zeitungen nannten, kehrte nach der heimatlichen Hauptstadt zurück und geriert sich wieder als Graf Sandor. Ihr einziger Kummer ist ihr zerstörtes Liebesglück mit ihrer heissgeliebten Marie.

gen gemäße gewesen sein muß. Der Widerspruch ist auf dieser Ebene nicht auflösbar und klärt sich erst in der Andeutung der Entwicklung des Bruders: Er wird vom „närrischen“ Vater als Mädchen erzogen, obwohl er anscheinend nicht konträrsexuell veranlagt ist und seine normale Entwicklung fern dem Vaterhause die Oberhand gewinnt. Eine Variante dieser Vater-Tochter-Beziehung findet sich übrigens in Margaret Radclyffe Hall's Roman „Well of Loneliness“ (1928): Der Vater erkennt, nicht zuletzt dank Krafft-Ebings Schriften, frühzeitig die wahre Natur seiner invertierten Tochter und fördert und unterstützt gramgebeugt, aber konsequent ihre „männlichen“ Fähigkeiten wie z. B. die Jagd. Aus der „Menge“ der von Sarolta geliebten, entführten, verführten, verlassenen und zu ihr in Leidenschaft entbrannten Frauen werden vier Stück herausgegriffen. Lillian Faderman[10] hat auf die strategische Stereotypisierung hingewiesen, die darin liegt, einer 22jährigen einerseits „keine Beständigkeit in der Liebe“ und andererseits ein drei Jahre dauerndes Verhältnis zu bescheinigen. Vor Marie E., „die S. verhängsnisvoll werden sollte“, wird ihre Verwandtschaft präsentiert, da aber die Tochter die Verführte und eigentlich Normalsexuelle ist, erübrigt es sich, Heredität zu konstruieren. Erwähnt werden der Cousine und der Mutter hilflose Ahnungen - sie „versuchen, die Ehe zu hintertreiben“ -, eigentlich zentral aber ist die Stellung des Vaters, stets in seiner Relation als „Schwiegervater“ gekennzeichnet.

Nicht Marie ist es, die Sarolta zu Fall bringt / zum „Fall“ werden läßt, sondern der Schwiegervater und das Geld. Eine der Mann-Mann-Ebenen in dieser Geschichte besteht im Widerstreit zwischen den beiden Vätern, dem „angesehenen“ k.k. Beamten E. und dem verschwendungssüchtigen ungarischen Adeligen V. bzw. dessen Erbanlagen in Sarolta. Es gelingt S., dem „Grafen“, E. 800 Gulden „herauszulocken“, aber E. kontert, wiewohl verspätet, gesetzestreu und ordnungsliebend mit dem Einschalten der Verfolgungsbehörden und mit dem Leisten seines Beitrages zur Enttarnung der männlichen Erbanlagen Sandors. Nicht zufällig stammen, rachsüchtig, die pikantesten Details in den Zeugenaussagen vom „Schwiegervater“. Der bürgerliche Beamte wahrt seine Stellung, der aristokratische hat sie schon verloren.

Die am deutlichsten dargebrachte Mann-„Mann“-Beziehung verläuft zwischen den Gerichtsärzten und Sarolta/Sandor: eine „Verlegenheit für beide Teile“. Hier begegnen distinguierte Gentlemen einander von Mann zu „Mann“ schließlich doch „ungezwungen“, „natürlich“, „korrekt“, „offen“, „mitteilsam“ und „frei“, „dezidiert“, „stramm“,

„selbstbewußt" und „mit kräftigem Händedruck", „nicht weiter sprechend" über das Kavaliersdelikt der finanziellen Verschwendungssucht. Saroltas Willensstärke und Selbstbewußtsein, angeeignet über ihr Sich-Behaupten in männlichen Sphären – auf Reisen, auf der Jagd, im Berufsleben, in öffentlichen Lokalen, in Bordellen, in der Wissenschaft und in der Kunst, in Waffenübungen –, triumphiert nicht nur über die „Schwäche" der eigenen Mutter, die Interessen der Mutter Maries und zeitweise die von Maries Vater, sondern findet auch Eingang in den männerbündischen Mechanismus Strafanzeige – gerichtsärztliche Untersuchungen – Gerichtsverhandlung – Presseberichterstattung. Dank ihres entschieden geschickten Kampfes um moralische und faktische Rehabilitation liegt der gesamten Fallgeschichte ein Verurteilungs-Begnadigungsmuster zugrunde.
Festgehalten wird: „Sie verschwendete viel Geld, machte Schulden"; in ihrer Kommunikation mit den Gutachtern setzt sich jedoch ihre „Bitte" durch, es bei der Feststellung zu belassen und über ihre „einzige Schwäche" nicht weiter zu sprechen – das Gutachten erweist:

die inkriminierten Handlungen (finden) ihre Begründung in ihrer krankhaften und unwiderstehlichen Sexualität.

Festgehalten wird: Sarolta täuscht ihre geliebte Marie (angeblich) bezüglich ihres Geschlechtes und bezüglich der Scheinehe; nach und nach verlagert sich jedoch die Zurechnung des fehlgeleiteten Handelns auf Marie – schließlich ist sie ja „unglaublich naiv" –, und Sarolta zeigt aktive Reue dafür, „daß sie in ihrer Leidenschaft Marie unglücklich gemacht".
Festgehalten wird: Sarolta ist „unbeständig in der Liebe"; aber sie gibt die erste Beziehung, die dauerhaft hätte werden können, preis und erfährt zweifellos Verzeihung, da sie ja die Rückkehr Maries in den Schoß heterosexueller Familienbande und die Lenkung von Maries Kinderwunsch in aussichtsreichere Bahnen ermöglicht.
Festgehalten wird: Sarolta ist ein gynandrisches Wesen par excellence und läßt „an dem ewig Weiblichen irre werden"[11]; sie erkennt die eigene „Schmach" an und will das „Grab" – je deutlicher sie jedoch betont, sich selbst „pervers und solche Liebe (...) bei Gesunden moralisch verwerflich" zu finden, desto endgültiger ist auch die Möglichkeit vom Tisch, sie „mit dem Stigma der moral insanity zu bemakeln". Die Berufung auf Gott den Herrn tut das Ihre.

Der Freispruch steht im Kontext einer auch von der Person Sarolta Vays ablösbaren Mann-Mann-Ebene. Im Dialog um den unwiderstehlichen Zwang im Falle krankhafter sexueller Triebe widerstreitet das berufsständische Interesse der Psychiater dem Selbstverständnis der Justiz. Ab 1902 gelingt es gerichtsärztlichen Gutachtern in Österreich kaum mehr, unwiderstehliche Sexualität als Strafausschließungsgrund durchzusetzen. Der Kampf ganzer Rechtsschutz-Truppen der Homosexuellenbewegung in Deutschland und Österreich wird sich auf diese Problematik und diese Argumentation konzentrieren.
Ein anderer, für das Verständnis seiner Bedeutung unumgänglicher Zugang zu diesem kasuistischen Text ist die Betrachtung der einzelnen Symptome, die auf der normativen und systematisierenden Ebene der Sexualwissenschaft am konträrsexuellen Mannweib „entdeckt" wurden. Der Fall Sarolta Vay leitet die zweite Phase der Systematisierung weiblicher Homosexualität ein.

Ich bemerke gleich hier ausdrücklich, daß nichts in die Patientin hineinexaminiert worden ist.
(Carl F. O. Westphal, Die conträre Sexualempfindung, 1869)

Das „Studium der Frauen"

Die Entwicklung und Modifikation der Aussagen über Merkmale und Eigenschaften von als konträrsexuell diagnostizierten Frauen geht im Bereich der „Theorie" (besser: der allgemeinen Beschreibungen) einerseits und im Bereich der konkreten Kasuistik andererseits ungleichzeitig vor sich. Eindeutig ist jedenfalls, daß die Suche nach der erblichen Belastung und nach körperlichen oder geistigen Degenerationsmerkmalen seit der „ersten" lesbischen Frau im deutschsprachigen Raum erfolgt und als diagnostisches Axiom im Rückgriff auf Krankengeschichten konträrsexueller Männer zustande kam. Es vollzieht sich ein Zweischritt von der Behauptung der körperlichen Feminität bei sich selbst benennenden männlichen Homosexuellen über die Suche danach in der Männerkasuistik zur Auffindung körperlicher Männlichkeit bei auffällig gewordenen Frauen: So fündig wie bei Sarolta Vay, was körperliche Normabweichungen betrifft, war die Sexualwissenschaft vorher noch nie gewesen. Manche Erklärungsmuster sind jedoch „älter" als die Erfindung der Homosexualität. Die Feststellung „infantiler Genitalien" bei Sarolta verweist auf den aus der älteren französischen medizinischen Tradition stammenden Diskurs um Klitorisanomalien[12]. War man erst der Meinung, Klitorishypertrophie verursache Tribadie, so wird daraus zunächst eine argumentative Umkehrung der Kausalität – Tribadie verursache Klitorismus – und schließlich eine Suche nach, Auffindung und Tradierung von mehr oder minder typischen Atrophien. Der klinische Blick bleibt der gleiche, was sich wandelt, ist die Art der Operationalisierung

von Männlichkeit - Hypertrophie als Annäherung an Männlichkeit gerät zu Atrophie als Verlust von Weiblichkeit.
Ähnlich verläuft der Diskurs um den Bartwuchs, der im Falle Saroltas mehrmals thematisiert wird: „ließ sich pro forma rasieren", „wenn nicht der schwer entbehrte Schnurrbart fehlen würde", „von Barthaaren nicht einmal ein Flaum zu bemerken". Die Theorie ist nicht falsifizierbar; der Streit um den Bart endet nicht bei der wissenschaftlichen Erkenntnis, daß „bärtige Frauen dem männlichen Typus nicht notwendigerweise nahe" stünden. Die Abwesenheit der Barthaare, die Sehnsucht nach dem Bart oder auch der Abscheu vor ihm werden weiterhin der Systematisierung eingeschrieben[13]:

„ist ohne Behaarung im Gesicht" (Frl. N., Viraginität)
„keine Andeutung von Bartwuchs" (S. J., Homosexualität)
„sie wolle ja alles tun, um den Gatten zu versöhnen und zufrieden zu stellen, ihm die eheliche Pflicht leisten, wobei nur sein Schnurrbart unausstehlich sei" (Frau v. T., Homosexualität im Übergange zur Viraginität)

Sarolta Vay ist die erste, an der die „rauhe und tiefe Stimme" explizit diagnostiziert wird (immerhin gehen ihr voran: lesbische Damen mit Wolfsrachen). Erst ab 1891 werden der Kehlkopf und die Stimmbänder in die medizinische Vermessungspraxis einbezogen und finden schnell als Kriterium für mehr oder weniger deutliche angeborene Konträrsexualität in die allgemeinen Beschreibungen Eingang: Auf den minder schweren Stufen verraten die unzüchtigen Frauen sich nur durch Sprechweise und Stimmlage.

Sie hat lebhaftes Interesse für alles
Edle und Schöne, ausgenommen für Männer.
(Richard Freiherr von Krafft-Ebing,
Psychopathia sexualis, 13. Aufl. 1907)

Wie bei jeder „richtigen" Konträrsexuellen findet sich bei Sarolta Vay das Symptom der Knabenspiele und der Knabenkleidung: das schon sehr frühe Sich-Bewegen in Männern vorbehaltenen Räumen, Formen der Konfliktaustragung und äußeren Symbolen der Bewegungsfreiheit. Ihr Fall selbst ist auslösend für eine starke Fixierung des ärztlichen Blikkes auf die Identifikation mit dem Vater. In der wissenschaftlichen Kodifizierung sichtbar widersprüchlich bleiben die konstruierte Männlichkeit der virilen Frau und die oft formulierte Selbstaussage, „absolut keine Neigung zum männlichen Geschlechte" zu verspüren. Ist in der Theorie auch stets die Rede vom „kameradschaftlichen Gefühl der Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit"[14] mit Männern bei virilen Frauen, so kann die konkrete Kasuistik dies doch nie belegen. Um so notwendiger werden der meist stimmige Rückgriff auf die Kindheitsspiele mit Knaben und der auch bei Sarolta Vay vorfindliche Hinweis auf die Schamhaftigkeit gegenüber dem eigenen Geschlecht -

Ihre Schamhaftigkeit erstreckte sich so weit, daß sie eher unter Männern schlafen könnte, als unter Frauen -

ein Merkmal, das als erstes die russische Medizin exemplarisch an Knabenbiografien konstatiert hat, zu dessen Verständnis jedoch auch das Wissen darum erforderlich ist, daß die körperliche Nähe zwischen Frauen im 19. Jhd. vor dem etikettierenden Zugriff der Sexualwissenschaft wesentlich häufiger und selbstverständlicher war als nach der normierenden Grenzziehung[15].
Sarolta war - ein endlich gefundener Beleg für diesen Kausalzusammenhang - „passionierter Raucher" und „häufig berauscht". Das Merkmal „Rauchen" taucht erstmals zu Beginn der 1880er Jahre in der Kasuistik auf, geht in den 1890ern in die allgemeinen Charakterisierungen weiblicher Urninge ein und wird zum schlüssigen Indikator: Um 1910 sind „Zigarettenetuis und Feuerzeug" in der Tasche einer Frau von „einem gewissen diagnostischen Werte"[16]. Rauchen stammt nicht, per Analogie- oder Umkehrschluß, aus der Deskription homosexueller Männer. Es gibt, als einen möglichen Herkunftsstrang, die Assoziation zum (öffentlichen) Trinken und Rauchen einzelner emanzipierter Frauen wie George Sand oder Louise Aston, aber es gibt wohl auch den anderen Ursprung des (privaten) Rauchens als typisches Merkmal der russischen Studentin, die, verdächtig unweiblich, um 1870 über das zivilisierte Europa hereinbrach. Im populären Verständnis gehören „wie ein Mann leben, zechen, rauchen und Allotria mit Weibern treiben"[17] als Symbole einer bestimmten Identität schon früh zusammen. Krafft-Ebing gründet auf lediglich zwei eigene Beobachtungen seine Zuschreibung des Trinkens als „Leidenschaft" der Urninden. Nach und nach wird wiederum der „Korkzieher" ein diagnostisch bedeutsamer Taschenin̈halt der homosexuellen Frau, die auch weiß, welche Antwort auf die Frage: „Wie halten Sie es mit dem Trinken und Rauchen? Können Sie alkoholische Getränke vertragen?"[18] von ihr erwartet wird. Wir können vermuten, daß „Trinken", „alkoholische Getränke" nicht den (süßen) Likör inkludiert - der weibliche Urning verabscheut Süßes - und auch nicht das „heimliche" Trinken. Vielmehr ist es ein Artefakt des Auftretens in der Öffentlichkeit, des „Aufsuchens öffentlicher Lokale" und des Erscheinens „in männlicher Kleidung auf der Straße".

Es ist übrigens merkwürdig, daß
Weiber sich so leicht in verkleidete
Mitglieder ihres eigenen Geschlechts
verlieben.
(Havelock Ellis/J. A. Symonds, Das
konträre Geschlechtsgefühl, 1896)

Zentral für die Affäre Vay ist natürlich, daß Sarolta sich nicht mit einer „eher maskulinen" äußeren Aufmachung begnügt, sondern in einer Weise lebt,

die Männer glauben macht, sie sei einer von ihnen. Frauen, die in männlicher „Verkleidung" lebten, geraten in die Zuständigkeit und die Publikationen des Psychiaters verstärkt im Laufe der 1880er Jahre, zunächst ohne daß auf sie der Begriff der lesbischen Transvestitin angewendet wird. Die drei einschlägigen Fälle bei Krafft-Ebing unterscheiden sich im Grad der Perfektheit ihrer Travestie: Vor Sarolta Frau C., die nach einer unglücklichen Liebe zu einer Frau und nach entsprechenden Repressalien seitens ihres Ehemannes „sich für männlichen Geschlechtes" erklärte und „in Männerkleidung aus dem Hause entwich"; einige Jahre nach ihr die ledige Hilfsarbeiterin W., die sich „mit einem jungen Mädchen verlobt" und diesem erklärt hatte, „sie sei männlichen Geschlechtes und von hoher Abkunft". Am Beginn der Systematisierung von Transvestitismus als „erotischer Verkleidungstrieb" steht noch unverhüllt die Vieldeutigkeit der Anmaßung, männlichen Geschlechts zu sein: der männliche Körperbau, die männliche Aufmachung, die männliche Sexualität und die nur Männern zustehende „hohe Abkunft". Auch in der Phase der Entpathologisierung, im Laufe derer männliche Gutachter bestimmten Frauen das Recht auf Volltransvestitismus bescheinigen, bleibt das Eigentliche hinter den Bezeichnungen gleich. Lesbische „Transvestitinnen" maßen sich keineswegs „nur" die männliche Kleidung an, sondern mit diesem Symbol stets auch Männern vorbehaltene sexuelle, berufliche, generative, symbolisch-kulturelle und alltagsbezogene Aktivität. Sie verloben oder verheiraten sich mit Frauen und gelten als in allen Bereichen „ausdauernd" und „schneidig", nehmen „es mit jedem Manne auf"[19], sind für die männliche Wahrnehmung nicht mehr als Frauen erkennbar. Das Ersetzen der einen Metapher durch eine andere (die „Verkleidung", die es „mit jedem Mann" aufnehmen kann, durch den „erotischen Drang und Trieb"), der einen sprachlichen Reduktion durch eine weitere („in aktiver Rolle der geliebten Person gegenüber aufzutreten" durch „Benutzung von Priapen"[20]) ermöglicht den Systematikern, eine theoretische Vergleichbarkeit zwischen weiblichem und männlichem Transvestitismus zu konstruieren. Den biographischen Bruchstücken von Passing Women in Österreich zwischen etwa 1880 und 1910 sind einige Strukturelemente gemeinsam: Unübersehbar ist (naheliegenderweise) die Verbindung mit der Sehnsucht nach bzw. dem Zwang zu der Erlangung von Verdienstmöglichkeiten überhaupt oder von „besseren"/individuell bevorzugten Berufschancen; die Freundin/Geliebte wird in der Berichterstattung lediglich als letzter Beweis entweder für die überzeugende Travestie (wo sie angeblich das wahre Geschlecht der eigentlichen Handlungsträgerin nicht kennt) oder für die über die Entkleidung hinausreichende Suggestionskraft der Handlungsträgerin (wo sie ihr dennoch die Treue hält) thematisiert – ein Strukturelement, das, wie bei Marie E., die Bedeutung dieser Freundinnen und ein Verständnis von Passing als Verhältnis verdeckt. In die historische Tradierung finden nur jene Frauen Eingang, die in dem System von Verbot (verwaltungsrechtlich exekutierbare Kleidungsvorschriften) und Gebot (polizeiliche Ausnahmegenehmigungen) auffällig wurden oder die unter einen ärztlichen Blick gerieten – ein Strukturelement, das dazu tendiert, uns den Blick auf die Jahre des „eigentlichen" Lebens als Passing Woman zu verstellen. Ansatzweise wahrnehmbar ist manchmal die Vermittlung auch traditionaler Bindungen – so erhalten meines Erachtens die Briefe von Sarolta Vay ihre homosexuelle Kategorisierung nur deshalb, weil die Verfasserin aufgrund anderer, „eindeutiger" Momente an den kategorisierenden Wissenschaftler gerät; die Textstellen selbst bleiben durchaus im Rahmen traditionaler Beziehungen zwischen Frauen vor der Grenzziehung durch die Sexualwissenschaft.

> Und ach, zwei Mädchenaugen glühten!
> Da war's gescheh'n um dich, Gesell...
> (Wilhelm Müller: Die Winterreise;
> vertont von Franz Schubert 1827)

Die Macht des Augenblicks: In Sarolta Vay finden die Psychiater nach fünfzehn Jahren endlich wieder eine Frau, die ausspricht, daß sie sich „wie mit magnetischem Zug" zu anderen Frauen hingezogen fühle, und zweifellos wissen sie diesen Magnetismus im Auge zu lokalisieren. Die „erste" Konträrsexuelle hatte diesen Zusammenhang formuliert:

> es ist merkwürdig, es liegt im Auge – es ist eine Art Magnetismus, der mich anzieht[21];

1875 sprach die nächste von dem besonderen „Ausdruck der Augen" ihrer Geliebten. Für die Therapie männlicher Homosexueller entwickeln um 1890 die Ärzte bereits Techniken der Hypnose und der Wachsuggestion. In der Folge wird die Kontrolle über den Blick zum diagnostischen Mittel: Die Wendung des Blickes vom Mann zur Frau „auf der Bühne" gilt als ebenso verräterisch wie das energische Zur-Rede-Stellen eines „Herrn wegen eines Blickes, den sie für beleidigend hielt"[22].
Mit dem Fall Sarolta Vay erfolgt weiters die Rückbesinnung auf handfeste Formulierungen da, wo sexuelle Phantasien abgefragt werden; zwischen Westphals

> Wenn sie im Bette lag mit geschlossenen Augen, erschienen ihr oft die von ihr geliebten Mädchen in völliger Natürlichkeit (...) In ihren wollüstigen Träumen erschien sie selbst sich stets in der Situation des Mannes; oft hörte sie dabei schöne Melodien. Öfter auch sah sie eine Reihe

häßlicher Köpfe, einen nach dem anderen vorüberziehen[23]

und Krafft-Ebings

Schon damals erschienen ihr in ihren Traumbildern ausschließlich weibliche Gestalten und habe sie sich, wie auch seither immer, in wollüstigen Träumen in der Situation eines Mannes gefühlt und gelegentlich auch Ejakulation dabei verspürt

lagen zwei Jahrzehnte eher diffuser Umschreibungen.

Seit Saroltas Begutachtung gilt verstärkt auch wieder die Lust, nicht-konträrsexuelle Frauen zu verführen, als typisch, und die Systematisierung des bevorzugten Liebesobjekt-Typus wird detaillierter. Die Systematisierung der sexuellen Praktiken zwischen Frauen kann, außer als Metapher, auch als Konsequenz der qualitativen Abstufungen männlich-homosexueller Praktiken gelesen werden. Letztere wurden für den juristischen Diskurs notwendig: Die Diskussion um die Entpönalisierung der widernatürlichen Unzucht gelangt immer wieder zu der Frage, ob Frauen „es" überhaupt wie Männer tun können.

Und schließlich markiert Saroltas Vermessenheit auch den Endpunkt der normativen Entwicklung vom konträrsexuellen Schwachsinn zum Genie, wenngleich sie die einzige kasuistische Bestätigung für die theoretische Behauptung bleibt, der weibliche Urning zeige übermäßiges Bildungsstreben, Interesse an der Wissenschaft und den damals hierzulande noch unbotmäßigen Wunsch nach der Zulassung zum Universitätsstudium.

Das neue biologische, klinische und philosophische System weiblicher Homosexualität postuliert zwar ein ähnliches Schicksal aller Mannweiber, präsentiert ihre Geschichten jedoch so, als hätte jede es getrennt von den anderen durchlebt. Erst nach der Jahrhundertwende bringen die Frauen ausdrücklich, nachdrücklich und auf einer Handlungsebene, die die neuen Definitionen aufgreift, umformt und für sich verwendet, ihr Leben, ihre Gemeinsamkeiten und ihre längst schon vorhandenen Kommunikationssysteme zur Sprache: in belletristischen Produkten, in sichtbar werdenden lesbischen Freundinnencliquen, in der großstädtischen Sub- und Gegenkultur.

Hanna Hacker

Anmerkungen

1 „Gold – Liebe – Abenteuer-" lautet die Verheißung, mit der die Titelfigur in Ulrike Ottingers Film „Madame X – Eine absolute Herrscherin" Frauen aus allen Himmelsrichtungen und Erdteilen zu sich ruft, um mit ihnen im Piratinnenschiff auf Fahrt zu gehen.

2 Weitere Überlegungen und Fallstudien zu diesem Themenkomplex siehe auch in: Hanna Hacker: Mannweiber & Blaustrümpfe, Veröffentlichungen des Vereins „Frauenforschung und weiblicher Lebenszusammenhang", Wien 1983.

3 Ich kenne keinen deutschsprachigen Begriff, der die Vielschichtigkeit dessen, was in der Psychiatrie/Psychologie verkürzend und verzerrend „Transvestitismus" heißt, auch nur annähernd so gut wiedergibt wie das englische „Passing" – ein zentraler Begriff innerhalb der englischsprachigen Lesbenkultur.

4 Österreichische Pressemeldung vom 14. 1.1893, zit. nach: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität, hrsg. unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des wissenschaftlich-humanitären Comités, Leipzig 1901, III. Jg., S. 538 f.

5 Bericht an das Wissenschaftlich-humanitäre Comité, in: Jahrbuch ..., a. a. O., S. 542 f.

6 Richard Freiherr von Krafft-Ebing: in Graz, Prag und Wien tätiger Psychiater; Spezialist für sexuelle „Anomalien"; einer der Großväter der wissenschaftlichen Behandlung von Homosexualität.

7 „Auffallend ist jedoch, daß sie (...) eine ganz besondere Vorliebe für ältere Frauen hatte. (...) Von ihrem Vater erzogen, mußte Sandor von einer liebevollen und zärtlichen Mutter träumen, die sie dann in anderen Frauen suchte" usw. Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht, zit. nach der Ausgabe Reinbek bei Hamburg 1968, S. 389 f.

8 Vgl. dazu u. a.: Barbara Ehrenreich/Deidre English: Zur Krankheit gezwungen, 1976; Regina Schaps: Hysterie und Weiblichkeit, 1983; Carroll Smith-Rosenberg: Weibliche Hysterie, in: Listen der Ohnmacht, 1981.

9 Adelina geb. Wurmbrandt-Stuppach war Literatin und Schreibmedium, Beatrice geb. Drewikovsky schrieb Prosa und Dramen.

10 Lillian Faderman: Surpassing the Love of Men. Romantic Friendship and Love between Women from the Renaissance to the Present, London 1981, S. 244 f.

11 So lautet die Charakterisierung der „schwersten Stufe degenerativer Homosexualität" bei Frauen (Gynandrie), der man allerdings „nicht so selten im öffentlichen Leben" begegnete. Vgl. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, 13. Aufl., S. 297.

12 Eine sehr lesenswerte Aufarbeitung und Analyse dieses Diskurses findet sich in: Marie-Jo Bonnet: Un choix sans équivoque. Recherches historiques sur les relations amoureuses entre les femmes XVIè–XXè siècle, Paris 1981, S. 75–80.

13 Die folgenden drei Zitate stammen aus Fallbeschreibungen bei Krafft-Ebing, a. a. O. Der ganzen Bart-Geschichte ließe sich natürlich noch wesentlich ausführlicher nachgehen.

14 Vgl. Magnus Hirschfeld: Die Homosexualität des Mannes und des Weibes, Berlin 1914, S. 99.

15 Zu diesen Beziehungsstrukturen vgl. das – kontrovers rezipierte – Standardwerk von Carroll Smith-Rosenberg: The Female World of Love and Ritual (1975); deutsch in: Listen der Ohnmacht, 1981.

16 Eine Übersicht über diverse alltagskulturelle Diagnosemöglichkeiten verfaßte Hirschfeld: Die Homosexualität ..., a. a. O., S. 168 ff.

17 Dieses Zitat stammt aus der Berichterstattung über die Geschichte der Wiener Fabrikarbeiterin Johanna Buchbinder, die in den 1880er Jahren „als Mann" lebte. Diese populären Zuschreibungen erfuhren in der Sexualwissenschaft erst ihre Überformung.

18 Dies war Frage Nr. 77 im „Psychobiologischen Fragebogen", der von Magnus Hirschfeld zwischen 1898 und 1912 entwickelt wurde und der Erfassung sexueller Zwischenstufen diente.

19 Formulierungen aus: Ernst Burchard/Magnus Hirschfeld: Gutachten über Berta B., zit. nach Hirschfeld: Homosexualität, S. 172.

20 So die Charakterisierung der dritten und vierten Stufe angeborener Konträrsexualität bei Frauen durch Krafft-Ebing.

21 Carl F. O. Westphal: Die conträre Sexualempfindung. Symptom eines neuropathischen (psychopathischen) Zustandes („Frl. N.") in: Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten H. 2, 1869, S. 75. Vgl. zu den Blick-Begegnungen in den frühen Fallgeschichten auch Gudrun Schwarz: „Mannweiber" in Männertheorien, in: Frauen suchen ihre Geschichte, München 1983, S. 64, und zu geschlechtsspezifischen Blicken: Gisela Schneider/Klaus Laermann: Augen-Blicke, in: Kursbuch 49 (1977).

22 Vgl. Wilhelm Hammer: Die Tribadie Berlins, Leipzig 1906, S. 12. Ich danke Katharina Vogel für den Hinweis auf Bedeutung und Vieldeutigkeit „augenblicklicher" Machtausübung.

23 Carl F. O. Westphal: die conträre Sexualempfindung, a. a. O., S. 76.

SELBSTPORTRAIT MIT TAUBE

Prolog einer autobiographischen Parabel

Oben, am Treppenabsatz der Straßenbahn-Haltestelle erwartet mich eine Taube. Ich sehe sofort, daß sie es auf mich abgesehen hat. Gier fixier. Mit tellergroßen Augen schaut sie zu mir herunter. Ich senke meinen Blick zu Boden und reihe mich hinter einem breiten Männerrücken ein. Nur nicht mehr hinschauen. Einziges Mittel. Ich hefte meinen Blick an das vor mir die Treppe hinaufsteigende Sakko und komme unangesprungen an der heiklen Passage der gleichen Höhe vorbei. Schon stehe ich am Bahnsteig im Freien. In sicherer Entfernung. Ich wage einen kurzen Blick zurück.

„Des Viecherl hot wos! Sunst darats net so dositzn!"

Eine alte Dame beugt sich fürsorglich zu der Taube hinunter, die nun bleiern ebenfalls ins Freie tapselt. Ich sehe gesträubten Auges ihre ausgemauserten Federn an Kopf und Hals, die Füße sind aschengrau. Die Taube ist alt und völlig benommen. Sie hält Kurs auf die Schienen. Ich ahne Entsetzliches.

Die junge Frau, die die alte Frau, die immer noch aufmerksam und mitleidig hinter der Taube hergeht, unterhakend stützt, erheitert mich:

(zur Taube) „Herst, i schick dan Burli, der draht da glei den Krogn um!".

Ihre offene Feindseligkeit gegen morbiden Heroismus gefällt mir.

Ich sehe den unendlich zarten Jumb, mit dem sich die Taube vom Bahnsteig auf den Bahndamm fallen läßt. Kein Gewicht. Schon vom ersten Anblick hatte ich gewußt, daß diese Taube über sich hinauswachsen würde, nur konnte ich die Richtung noch nicht bestimmen. Nun wurde sie mir langsam sehr deutlich.

Beide, die alte und die junge Frau, begannen lebhaft in die Hände zu klatschen, denn die Taube hatte sich nunmehr auf die Schiene „gelegt" und die Straßenbahn fuhr in die Haltestelle ein. Mit Hilfe einer brutalen Streusandbremsung kam die Straßenbahn knapp vor der Selbstmörderin zum Stehen. Ich stieg in die Tram ein mit dem merkwürdigen Gefühl, absolute Expertin für solche Fälle zu sein; eine Expertin allerdings, die, von unüberwindlicher Abneigung gegenüber ihrem einstigen Metier erfüllt, sich weigert, einzugreifen. Ich hätte den beiden Klatscherinnen gleich sagen können, daß sie umsonst klatschen, daß wir es hier mit einer Form exhibitionistischer Entschlossenheit zu tun haben, die nichts mehr hört und spürt und sieht; die als alte Wiener Taube genau weiß, was eine Straßenbahnschiene ist und so geil auf Menschen, daß sie auf Publikumseffekte selbst beim Sterben nicht zu verzichten bereit ist.

Und natürlich hat sie mit dieser grausamen Nummer auf mich als ihr kongeniales Medium gewartet. Kaum war ich in ihrem vor sich hin dämmernden Tragödientalent aufgetaucht, hatte sie den Showdown begonnen. Artig saß ich in der Straßenbahn, mischte mich nicht ein und sah am Mienenspiel der zusammengelaufenen Kinder draußen (woher die plötzlich gekommen waren?) den Fortgang des Finales. Der Fahrer leistete gegen seine Rolle als Taubenmörder Widerstand und fuhr als letzte Warnung kurz an und blieb wieder stehen, um seine Tierliebe öffentlich unter Beweis zu stellen. Die in der Straßenbahn vor sich hin dösenden Fahrgäste hatten natürlich keine Ahnung, worüber sie gleich fahren würden. Nur die alte Dame stand knapp hinter dem Fahrer und sah über seine Schulter. Beide hatten jedoch die Taube aus dem Blickfeld verloren. Nach einigen Sekunden fuhr die Straßenbahn endgültig aus der Station hinaus, die Kinder zerrten die Mundwinkel nach unten und gaben sich andächtig dem Anblick des Unglaublichen hin.

Dieses Gerede, daß die Tauben in den Städten leben, weil sie ursprünglich Felsbewohner sind und den Kalk brauchen, geht völlig am Kern der Sache vorbei. Die Tauben sind rettungslos, selbstmörderisch menschengeil. Das ist es.

Am nächsten Morgen ging ich im Belvedere spazieren und dachte an die gestrige Taube und daß ich, ich habe ja im ersten Wagen gesessen, mir keine Gewißheit verschafft hatte, ob sie nicht doch noch irgendwie ausgewichen war.

Plötzlich wollte ich ES genau wissen und entschloß mich, sollte mich wieder eine Taube (wer nicht hören will, muß fühlen) fixieren, voll zurückzufixieren: Sie sah mich an und ich blieb stehen und sah sie an. Ich hatte mir alles bloß eingebildet. Sie tippte ein paar mal mit dem Schnabel am Boden und der geheimnisvolle Doppelabgrund Taube–Mensch schien in Luft aufgelöst. Ich sah ihr zu und dachte mir, eine Taube ist eine Taube, und atmete tief durch. Sie sind eben ein bißchen schwerfällige Vögel. Das ist alles.

In der Zentralachse plaziert, vom Oberen in das Untere Belvedere hinunterschauend, sah ich den Wolken zu, wie sie sich in der Wasseroberfläche des mit Schlamm gefüllten Brunnens spiegelten. An dessen Rand war sie nun geflogen und blickte mit eben diesem Taubenblick zu mir herauf, von dem ich nie weiß, ist es eine Bitte oder eine Drohung. Im Herzen fühlte ich einen tiefen Stich, und als hätte ich sie mit einem Gummiband an mich gezogen, schnellte sie heran, direttissima auf meine Augen

zu. Ich duckte mich reflexiv, und so landete sie gnädig einen Meter hinter mir. Schreien? Um Hilfe rufen? Zu spät. Tiefengelähmt erwartete ich ihre nächsten Aktionen. Sie begann lautstark zu gurren und schaukelte wie ein Wiegebrett vor mir auf und ab. Sie war sich meiner Panik sicher (der Geruch?, der Blick?, die wackelige Aura?), und das machte sie ganz offensichtlich potent. Mit einem neckischen Aufwirbler landete sie auf meinen Schultern und begann meine Haare und mein Ohr zu schnäbeln. Keine rettende Ohnmacht war mir vergönnt. Ich versuchte meinen letzten Trick: So-zu-tun-als-wärnichts. Mit großen Schritten strebte ich dem Ausgang zu. Abschalten. Ich versuchte, mich zu beruhigen und murmelte vor mich hin: „Es geht mir gut." Als sie meine Strategie bemerkte, flüsterte sie in mein Ohr: „Ich liebe Dich." Das merk ich, meine Gute oder mein Bester, je nachdem.

Die Touristengruppen im Belvedere hatten uns plötzlich im Visier und kamen mit vielen Ohs und Ihs näher. Sie fanden uns entzückend: Franziska von Assisi mit ihrer Taube. Ein Bild von transzendenter Seligkeit. Verzweifelte aller Couleurs, all ihr Bekümmerten und Beladenen, kommt zu mir und gebt mir den Rest! Die mir offenbar zum Hals heraushängende wundertätige Kraft des Opfers zieht das Unglück an und verwandelt es in Potenz.

Die plötzliche Publicity (wir wandelten durch ein Spalier knipsender und schnappschießender Touristen) gab mir vorübergehend Kraft zu einer romantischen Akzeptanz: Wir werden zusammen leben, die Taube und ich, warum nicht? Wir werden Partner und gehen zusammen durch Dick und Dünn und halten uns die Treue, bis daß der Tod dem Ganzen ein Ende macht. Mein in Panik rasendes Herz riß mich aus der utopischen Seifenblase einer geglückten Partnerschaft. Ich werde Verstand annehmen, sie bis zu mir nach Hause tragen und dort den Tierschutzverein zu Hilfe rufen und fragen, was dieses Phänomen auf meiner Schulter zu bedeuten habe. Ich werde sie ganz sacht den öffentlichen Tierpflegeanstalten übergeben, die aus ihr eine normale Taube machen werden. Oder ich werde sie bei mir behalten und immer das Fenster offenlassen, damit sie kommen und gehen kann, wie sie will, und wer weiß, vielleicht erscheint sie eines Tages mit dem ersehnten Ölzweig (was ist ein Ölzweig?) im Schnabel, mit dem Ölzeug und verkündet mir das Ende der Sintflut.

Entschlossen sperrte ich die Wohnungstür auf, schüttelte sie im vorderen Zimmer ab und sperrte die Tür zur Küche zu. Ihr gegen die Tür krachendes Gefieder machte es mir unmöglich, mich in irgendeiner Weise zu beruhigen. Ist das Fenster offen? Das Fenster muß offen sein. Sie muß hinausfliegen können. Also sperrte ich noch einmal auf, und sie warf sich, wie erwartet, erneut auf mich und verkrallte sich in meinen Schulterblättern. Ich hatte gerade eine lebendige Sekunde und sagte verhütend: „Tauben können nicht sprechen", öffnete das Fenster und überwand meine Berührungsangst und ergriff sie – ich weiß nicht wie – jedenfalls mit beiden Händen und warf sie zum Fenster hinaus. Da sie keinen Halt hatte, flog sie auch tatsächlich davon, und während sie flatternd nach Eigenflug suchte, stürzte ich wieder zurück in die Küche, sperrte ab und errichtete hinter der Tür eine Barrikade: Tisch, Sessel, Bücher zum Beschweren, alles häufte ich tatkräftigst gegen die Tür. Ich hörte keinen Flügelschlag. Vielleicht hat sie von ihrem Abenteuer abgelassen? Erschöpft legte ich mich ins Bett. Die Panik war so groß gewesen, daß ich sofort wegschlief. Ich weiß nicht, wie viel später ich wieder erwachte. Es war noch immer heller Tag. Auswandern? Ich wandere aus. Im Geiste hatte ich ihr das vordere Zimmer schon abgetreten, ohne zu wissen, ob sie überhaupt zurückgekommen war. Sie verhungert. Vielleicht ist sie gleich zurückgekommen und ist wie lange weiß ich schon ohne Wasser. Wieviel Wasser braucht eine Taube am Tag? Was essen Tauben? Ich räume die Barrikade ab und öffne die Tür mit eiskalter Charitas. Keine Taube. Stille. Ich kann es nicht fassen. Sie hat freiwillig aufgegeben. Dafür bin ich ihr dankbar, dafür liebe ich sie. Wenn sie jetzt zurückkäme, heute, morgen, übermorgen – vielleicht würde noch alles wieder gut. Irgend etwas macht mich jedoch lauernd. Ich traue dem Frieden nicht.

Und da sehe ich schon einen grauen Federzipfel in der offenen Schreibtischlade. Sie ist da hineingekrochen und hat sich verklemmt. Mein Herz sagt deutlich: „Liegenlassen!" Laß sie da drinnen. Sie kann sich nicht bewegen. Geh jemanden holen, der dir beisteht. Es ist die Zweisamkeit, die tödlich ist. Drei Personen sind schon eine kleine Demokratie, da läßt es sich scherzen und argumentieren. Das Telefon! Der Paß! Ich nehme den Paß aus dem Schreibtisch, ich schleppe das Telefon in die Küche, und der Freiheitszuwachs wirkt. Der Kreislauf läuft wieder flotter. Ich kann sie doch nicht einfach da eingequetscht liegenlassen. Reiß dich zusammen. Rette sie, und anschließend sprichst du ein ernstes Wort mit ihr. Ich nähere mich der Schreibtischlade und sehe, daß sie sich bewegt. Vorsichtig, auf die zutreffendsten Vorwürfe gefaßt, greife ich in die Lade, und wieder – mit beiden Händen – angle ich sie aus der Klemme, ohne daß sie sich noch mehr verklemmt. Sie beißt mir sofort in die Finger, wütend und wild, und zappelnd steigt sie auf wie eine Fontäne und fällt am anderen Ende des Zimmers zu Boden. Vor Haß und Verachtung spuckend kreiselt und rudert sie dort gegen mich. Sie erfängt sich,

steht kerzengerade auf beiden Beinen und stiert mich an, mit blutunterlaufenen Augen, bereit, auf mich loszugehen. Sie tut es auch. Ich schlage zurück. Im Zimmer wirbeln die Federn herum und gleiten langsam zu Boden. Ich schreie: „Sollten wir nicht doch miteinander reden." Sie: „Ach was" und schlägt mir mit ihrem rechten Flügel voll aufs Auge. Ich bekam sie kurz zu fassen und schleuderte sie wie gehabt in Richtung Fenster, entwische und mache die Barrikade wieder dicht.
Ich muß mich sofort waschen. Schnaps. Nur Rum da. Das geht nicht. Ich habe keine Kraft mehr für die Brause und kann nur mehr die Hände unter fließendes Wasser hängen und dabei in den Spiegel schauen. Das soll ich sein? Ich kann ohne Schnaps nicht weinen. Vielleicht hat sie sich etwas gebrochen? Wie schient man einen gebrochenen Taubenflügel? Gipsen? – ich muß lachen. Ich bring sie um! Aber wie? Von drinnen kein Laut mehr. Sie spricht nicht mehr mit mir. Wahrscheinlich denkt sie sich irgend etwas aus. Wie bringt man Tauben um? Ich habe gesehen, wie Hühner geschlachtet werden: Den Körper zwischen den Knien, den Kopf hochziehen, damit der Hals lang wird und dann schneiden. Das kann ich nicht. Ich habe gesehen, wie kopflose Hühner in der Waschküche bis an die Deckenbalken geflattert sind. Es muß aber sein. Es gibt keine andere Lösung. Es gibt Menschen, fällt mir ein, die essen Tauben. Eine Taube im Rohr wäre besser als ein Dachschaden.
Ich versuche, meine Gedanken zu sammeln. Ich versuche, etwas zu denken. Da vorne, in meinem Zimmer, hinter der von mir verschlossenen Türe sitzt wahrscheinlich eine Taube. Daß da wahrscheinlich eine Taube sitzt, wo sie nicht hingehört, nämlich in eine Wohnung, meine, ist weniger grotesk, als die Tatsache, daß ich mich vor ihr fürchte, mehr noch, daß ich vor Scham versinken möchte, daß ich diese vertrackte Situation selbst heraufbeschworen, ja, man kann sagen, mühsam herbeigeführt habe. durchatmend sitze ich in der Küche und weiß: Es ist so weit.
Niemand, und zwar zu Recht, wird mir glauben, daß es sich hier um einen Zufall handelt. Im Gegenteil.
Warum muß es eine Taube sein? Ein Vogel, zu groß, um klein zu sein, zu klein, um groß zu sein. Ein Vogel, der nicht singen kann. Ein Vogel, ohne sichtbares Nest und ohne sichtbaren Nachwuchs.
Tauben symbolisieren allerhand: den Frieden mit dem Ölzeug, die unbefleckte Empfängnis, in der bildenden Kunst sehr oft die Liebe, zerquetscht, auf den Straßen plattgewalzt, den Charakter des motorisierten Verkehrs.
Ich habe Tauben gesehen, wo sie hingehören, und fand sie als Felsbewohner ebenso abstoßend wie in Wien. Dieselbe Mini-Adler-Attitüde, dieselbe Winkelschlüpferei, dasselbe lauernde Auftauchen aus den ausgewaschenen Löchern im Gestein, dasselbe rattenartige Verschwinden in eben denselben. Je länger ich mir versuchte, die Tauben vor Augen zu halten, desto deutlicher wurde mir, wie diese Forschung für mich ausgehen würde.
Langsam, so fand ich, war es Zeit, etwas zu unternehmen. Ich brach die mich zuerst beruhigende und dann doch kränkende Vertiefung in die Taubensymbolik ab, entschlossen, mich der selbstherbeigeführten Taube zu entledigen. Jedoch der ersehnte Mut stellte sich nicht ein.
Den Kopf in beide Hände gestützt, versuchte ich, mir selbst meine Fähigkeiten aufzuzählen – also was habe ich gelernt? – nach einer kurzen Pause kommt die kopfschüttelnde Antwort – nichts. Wenn dein Charakter die Gestalt eines – was? – hat, schaut jedes Problem wie eine Taube aus. So geht's nicht. Oder doch? Wenn mein Charakter die Gestalt einer körnerstreuenden älteren Dame hätte – ginge es mir darum, daß mir aus der Hand gefressen wird. Das gibt Sinn. Wenn mein Charakter die Gestalt einer Sintflut hätte, könnte mir eine Taube mein Ende ankündigen. Wenn mein Charakter die Gestalt einer himmlischen Jungfrau hätte, könnte die Taube mich unbefleckt empfänglich machen. Ich faßte zusammen: Sie könnte mir aus der Hand fressen, mein Ende bedeuten und mich schwängern. Letztlich doch wieder ohne jedes Konzept öffnete ich gut gelaunt und zu allem bereit die Tür, – ich war sprachlos.
Sie hatte das Zimmer aufgeräumt und saß, eine Rose im Schnabel, am offenen Fenster. Sie strahlte. Zur Begrüßung breitete sie beide Schwingen weit aus. Beschämt lächelte ich aus dem Gefängnis meiner ängstlichen Kleingläubigkeit heraus. Und ging auf sie zu. „Ist die Rose für mich?" Sie nickte. Ich nahm ihr die Rose ab und machte aus Ratlosigkeit mehrere Knickse vor ihr. „Danke" hauchte ich. „Sind wir wieder gut?". Sie nickte abermals. Ich atmete tief durch. In meinem Innersten sagte eine Stimme: „Ich will nicht mit einer Taube leben." Ich rollte meine Bauchmuskeln, so gut ich konnte, vor diese Stimme, so daß man sie nicht hören können sollte. Die Taube hatte sie aber gehört. Obwohl sie offensichtlich traurig wurde, hüpfte sie scheinheiter auf meine Schulter, scheinheilig neigte ich meine Wange zur Seite. Ich versenkte meine Nasenflügel in der Rose, sog ihren Geruch ein und fixierte den Boden, und dann versuchte ich noch einmal, die Taube anzuschauen. Sie war sehr gewachsen, hatte Brillen. Wir blickten einander an – vielleicht könnte man sagen – wie Bild und Spiegelbild, und ich spürte, wie ein heftiges Zittern mich durchrann.

Katharina Riese

WERDEN FRAUEN VERNÜNFTIG?

„Wenn man über Frauen schreibt, muß man seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Staub von Schmetterlingsflügeln aufs Papier streuen"
Diderot

Durch die ideelle Auflösung menschlicher Totalität in Fragmentierungen infolge von Arbeitsteilung werden auch Sexualität und Intellekt in der industriellen Gesellschaft auseinandergerissen und umorganisiert. Eingebettet in eine neue Versinnlichung des Lebens zugunsten technischer Rationalität zielt dieser Vorgang für Frauen auf die Funktionalisierung ihrer Sexualität für männliche Bedürfnisse und auf eine Reduzierung ihrer intellektuellen Potenzen auf spezifische Lebensbereiche.

Aus diesem Anlaß gelten Frauen für Freud als zur Kulturbildung unfähige Wesen. Sind sie seiner Ansicht nach umgekehrt proportional zur Geschichte zunächst durch die „Forderungen ihrer Liebe" kulturtragend, werden sie bald zunehmend kulturuntüchtig. Der immer schwierigeren Arbeit der Triebsublimierung, welche notwendig zur Kulturentwicklung gehört, sind sie auf Dauer angeblich nicht gewachsen, so daß Kulturarbeit zu einer Männersache ausarten kann (vgl. Freud, Bd. IX, S. 233). Da Frauen nach Freud kaum zur Über-Ich-Bildung geeignet sind, geben sie sich mit wenigem zufrieden: dem Mann den Erben zu gebären, um doch noch einen Penis, den Motor von Kultur, zu erhaschen.
Freud vernachlässigt in seiner Kulturanalyse zwei wichtige Aspekte: Er begreift Kulturarbeit als einen kontinuierlich-linearen Geschichtsprozeß von Männern, fragt mithin nicht nach den spezifisch-historischen Bedingungen der Konstitution bürgerlicher Kultur, und er macht Kultur und Bewußtseinsbildung an der Fähigkeit (oder eben Unfähigkeit) zur Herausbildung eines Über-Ichs fest, das die Lösung aus der Ödipus-Krise ontogenetisch und phylogenetisch als patriarchales Vorrecht verspricht. Abgesehen davon, daß hier eine unzulässige und längst kritisierte Verallgemeinerung vorliegt, bleibt offen, wie soziale Bedingungen und Kulturfähigkeit korrelieren.
Die Fragen, die in dieser Kulturtheorie unbeantwortet bleiben und hier erörtert werden sollen, sind: Warum bildet sich in der industriellen Welt ausgerechnet eine Männerkultur heraus, in der Frauen sexuell unterdrückt und aus dem intellektuellen Leben, insonderheit der Wissenschaft und der künstlerischen Produktion ausgegrenzt werden? Warum entwickelt sich statt dessen nicht eine weibliche Kultur?
Hier soll keine Detailanalyse kultureller Erscheinungen geliefert werden, sondern anhand der Organisation von Sexualität und Intellekt will ich ihre Gesellschaftlichkeit in zweierlei Hinsicht evident werden lassen: wie es zur Verhinderung weiblicher Kultur durch ihre Integration in herrschaftliche Verhältnisse kommen kann und ob sich Ansätze aufspüren lassen, die für die Entfaltung einer neuen sinnlichen Lebensweise, anknüpfend an weibliche Eigenschaften von Sexualität und Intellekt, sprechen. Dazu will ich von der These ausgehen, daß weibliche Sexualität und weibliches Denken in der Industriekultur weitgehend an männlich dominante, von Rationalität geformte Standards assimiliert und von ihnen synthetisiert werden. Ihre für die Gesellschaft riskanten Aspekte sind dadurch zu absorbieren.[1]
Darüber hinaus will ich das Problem ansprechen, ob umgekehrt nicht Frauen sich in der Moderne einem patriarchalen Denksystem, dem der Rationalität, anpassen, mithin, ob sie in Veränderungsprozessen begriffen sind. In anderen Worten: Werden Frauen etwa vernünftig? Doch, um zu zeigen, daß Sexualität und Denken – trotz ihrer Trennung im industriellen Bewußtsein – eine Einheit bilden, will ich zunächst auf den Aspekt der Sexualität beider Geschlechter näher eingehen, indem ihre historische Formbestimmung aufgedeckt werden soll.

Mangel und Verschwendung als sexuelle Differenz

Das Patriarchat konstitutiert sich mit der bürgerlichen Gesellschaft noch einmal, was historisch nicht als Notwendigkeit zu betrachten ist, aufgrund eines biologischen Paradoxons: Obwohl alle Menschen während der Frühphase ihrer Existenz anatomisch weiblich sind, setzt sich sozial das männliche Geschlecht als primär gegenüber der Effemination des sozialen Lebens durch. Denn erst während der sechsten Woche embryonalen Lebens spaltet sich durch die Einwirkung des fötalen Androgens die maskuline von der femininen Form ab (falls es

überhaupt zu einer Abspaltung kommt). Die Prävalenz des Männlichen erfolgt aus sozialer Sicht als diametrale Umwertung biologischer Bedingungen. Soziales Durchbrechen eines biologischen Prozesses, selbst wenn er sich nur auf die Anfangsphase individueller Menschwerdung bezieht und sicherlich kein bewußter Vorgang ist, kann für die industrielle Welt als Demonstration der Überlegenheit virilen Denkens und Handelns gegenüber Naturbedingungen gelten.
Männlich-genitale Sexualität wird dominierend, so daß im Zusammenhang einer Durchrationalisierung menschlichen Lebens auch Sinnlichkeit gesellschaftliche Formen annimmt. Menschlichen Trieben wird ihre Triebhaftigkeit streitig gemacht, Sexualität wird durch ihre Substituierung unter quantifizierbare Gesetzlichkeiten, durch Libidoökonomie, gezähmt, um in derivaten Formen von Perversionen, Destruktionen, Vergewaltigungen traurige Blüten zu tragen, von denen Foucault zu Recht behauptet, daß sie im Machtdiskurs Gegenstand neuer, eben rationaler Sinnlichkeit werden (vgl. M. Foucault, 1977).
Im historischen Verlauf triumphiert maskuline über feminine Sexualität, in Tateinheit mit Durchsetzungsmöglichkeiten aus gesamtgesellschaftlicher Herrschaft gespeist, weil sie offenbar eine größere Affinität zu den allgemeingültigen Prämissen ökonomischer Erfordernisse aufbringt. Der Aspekt viriler Sexualität, der sich unter Warendiktat universalisiert, ist der *Mangel*.[2] Ihm liegt als Kerngedanke eine Ethik der Ökonomisierung, Monetarisierung und Partialisierung zugrunde. Unter diesen Maximen macht sich gesellschaftlich ein Sexualverhalten breit, das zwar plastisch in Verkümmerungsformen, jedoch reduziert in gefühlsorientierter Sinnlichkeit aussieht. Der Mangel ergibt sich aus der Dissoziationsmöglichkeit von Gefühlen und sexueller Bedürftigkeit, einer Trennung, aus der einseitig zugunsten der Erfüllung von Sexualansprüchen männliche Potenzphantasmen entstehen können. Imaginierte Überschußpotenz ist als Kompensation für Gefühlsarmut zu verstehen, so daß der Mangel durchaus als ambivalent empfunden wird: Dient er einmal der rationalen Vergesellschaftung von Sexualität, ist er darüber hinaus doch Ausdruck sexueller Unbefriedigtheit. Gleichwohl reicht er aus, um weibliche Potenz, für ihre Entfaltung offensichtlich an andere soziale Verhältnisse gebunden, bis zum totalen Verzicht einzuschränken und in ihrer Wirkung zu neutralisieren.
Da Männer sich mit der von ihnen geschaffenen neuen Sexualmoral identifizieren können, verschreiben sie sich ihr, zwar sozialen und ökonomischen Geboten folgend, ihrem Verstand, weniger der Stimme ihres Herzens gehorchend, dennoch freiwillig, wodurch sie sich Herrschaftspositionen auch in der neuen Welt sichern können.
Die Anstrengung, eine Sexualität des Mangels zu universalisieren und zu etablieren, geht sicherlich nicht auf männliche Ablehnung von Sinnlichkeit zurück, sondern stellt sich als eine Chance heraus, ein historisches Trauma zu bewältigen, nämlich: die Angst vor der Dominanz femininer Sexualität und Sinnlichkeit zu bannen. Diese Angst zieht sich durch die Menschheitsgeschichte hindurch, taucht in Mythen und Märchen auf, ist in frühen Erzählungen und Berichten aufbewahrt (vgl. hierzu G. Devereux, 1981).
Denn von ihren potentiellen Fähigkeiten her läßt sich weibliche Sexualität mit dem Begriff der *Verschwendung* paraphrasieren. Und Verschwendung meint: Überströmen, Unkontrolliertheit, Ausdehnung, Maßlosigkeit. In frühen Mythen bedeutet sie zweifellos schöpferische Gestaltungsfähigkeit von Natur und Menschen (vgl. z. B. das Gilgamesch-Epos).

Die Vorstellung von Verschwendung ist für die bürgerliche Ethik ein Begriff aus der Feudalzeit, der Akkumulationstendenzen negiert und der mit dem Ideal der Enthaltsamkeit konterkariert wird. Weibliches Sexualverhalten, das mit diesem Begriff verschmilzt, wird im Bürgertum sanktioniert, weil es dem neuen Lebensgefühl diametral widerspricht. Durch Kontrolle und Disziplinierungen, eben durch Zwänge, wird es dem Mangel angepaßt, mit dem Erfolg, daß Frauen ihr Geschlecht schließlich selbst verachten, auf Sexualität zugunsten von Mütterlichkeit zu verzichten bereit sind. So machen sie sich den Mangel als die rationale Form von Sexualität zu eigen. Männer können sich statt dessen im Rahmen der gesellschaftlichen Normen durchaus sexuelle Verschwendung, freilich in derivaten Erscheinungen rationaler Kontrollierbarkeit, gestatten. Im Zuge der Adaption einer femininen Qualität zum Ausleben maskuliner Bedürfnisse nimmt sie im Geschlechtswandel quantitative Merkmale an: Verschwendung trägt die Zeichen defizienter Rationalität.

Die Produktivität weiblicher Sinnlichkeit

Daß Verschwendung als Charakteristikum weiblicher Sinnlichkeit aufgefaßt werden kann, belegen frühe matriarchale Mythen. So ist ein Wissen darum z. B. in den verschiedenen antiken Mythen zu finden, in denen Demeter und ihre Tochter Kore (Persephone) zentrale Figuren darstellen. In den eleusinischen Weihen oder auch in orientalisch-hellenistischen Mysterien, die Demeter-Kore gewidmet sind, lassen sich Rituale entdecken, die auf üppige, zwanglose Sexualität und Sinnenfreude ver-

weisen, Kulte, in denen sich Frauen auch sinnlich untereinander verhalten können. So zeigt Baubo Demeter ihre Vulva, um sie über den Raub ihrer Tochter zu trösten. Auch symbolische Opfer für Demeter, die chthonische Göttin der Fruchtbarkeit, wie das Schweineopfer, das u. a. im sizilianischen Ritus der Tesmophorien, Teil der eleusinischen Weihen, enthalten ist, lassen im Zusammenhang mit der Demonstration der Vulva Anspielungen einer unkontrollierten femininen Sexualität vermuten.[3] Ebenso legen frühe Bacchanalien der Dionysosweihen, an denen zunächst nur Frauen beteiligt gewesen sein sollen, Zeugnis einer erotischen Orientierung ab. Eine andere Figur, die mit dem Demeter-Mythos, wie schon erwähnt, eng verflochten ist, die Göttin Baubo, die personifizierte Vulva, steht desgleichen für entfaltete, ungezügelte Sexualität, für sinnliches Leben.[4] Sie taucht außerdem in den orphischen Mysterien auf.

Historisch läßt sich beobachten, wie matriarchale Mythen, ihre Weihen und Symbole patriarchal vereinnahmt werden, meisten werden sie uminterpretiert. Dafür ist ein Beispiel die Figur der Athene, die nach der Darstellung Hesiods in der Theogonie als eine Kopfgeburt Zeus' auftaucht, als Göttin der Klugheit, der praktischen Vernunft verehrt wurde, nachdem sie ihre Waffen, mit denen sie nach verschiedenen Überlieferungen angeblich geboren sein soll, abgelegt hatte. An ihr verdeutlicht sich die Integration weiblicher Fähigkeiten, wie etwa der Geburt, durch den Mann. Zeus ist Gebärerin, Mutter, seine Tochter wird, eben als Kopfgeburt, durch rationale Attribute entsinnlicht, wenngleich auch ihr noch, wie überliefert wird, Schweineopfer erbracht werden, ihr also doch das Symbol der Vulva affiziert wird.

In der Theogonie wird des weiteren über die Rolle der Pandora, ursprünglich wohl eine mediterrane Fruchtbarkeitsgöttin, spekuliert. Nach Hesiod ist sie für die Sexualität der Menschen verantwortlich zu machen, mit ihr beginnen Frauen eine Plage zu sein, mit der Männer leben müssen. Er beschreibt sie als hirnlos, listig, grausam, gierig, kurzum als den Ruin der Männer. Nach diesem Verständnis, also der patriarchalen Interpretation der Pandora, ist die Unterdrückung weiblicher Sexualität geradezu männliche Pflicht.

Von Apollodorus wird berichtet, daß Hera und Zeus einmal um die Frage gestritten haben, ob die Lust der Frau oder die des Mannes wohl intensiver sei. Jeder der Gatten behauptete galant: seine Sinnlichkeit sei geringer als die des anderen. Um ihren Streit zu schlichten, wählten sie Teiresias zum Schiedsrichter, der zuerst Mann, dann Frau und schließlich wieder Mann gewesen war. Dieser versicherte nun, die Lust der Frau sei neunmal stärker als die des Mannes. Auf seine Aussage hin bestrafte ihn Hera, indem sie ihn erblinden ließ, denn er hatte ihr Geheimnis ausgeplaudert.

Ein weiteres Beispiel für überströmende Erotik von Göttinnen ist in der Lehre des Tantra erhalten, das auf eine alt-hinduistische Schöpfungsgeschichte zurückgeführt wird. Sie erzählt davon, daß es ursprünglich, vor dem Universum, nur eine schöpferische Kraft gegeben hat, die weiblich war. Aus ihr ist das gesamte Universum überhaupt erst hervorgegangen. Die Göttin der Zeit beschloß nach dem Schöpfungsakt, weiterzuschaffen, weil darin ihre Lust lag. Sie schuf die Erde, Land, Meere, Pflanzen, Tiere. Da ihre Energien immer noch nicht erschöpft waren, ersann sie die weibliche Form des Menschen und nahm diese Gestalt selbst an. Sie nannte sich Kali und teilte sich in zwei, wodurch Mahakala, die männliche Form entstand. Und sie war es, die Mahakala die tantrischen Freuden der Sexualität und die Möglichkeit der Erneuerung seiner eigenen schöpferischen Fähigkeiten lehrte. Gemeinsam brachten diese Gottheiten die Menschen hervor und gaben ihnen die tantrischen Rituale, die ihnen sexuelle Erfüllung und damit Glück schenken sollten[5] (vgl. A. Thirleby, 1982, S. 10 f).

Bei primitiven Völkern gilt es durchaus als gesichertes Wissen, daß Sexualität von Frauen eine größere Intensität zeigt. Im Stamme der Mohave bestand die Auffassung, daß Frauen sich aus diesem Grunde im sozialen Leben verantwortungslos verhalten können. Der Aspekt der Asozialität, der mit weiblicher Sexualität imaginiert wird, scheint generell in patriarchalen Gesellschaftsformen zur Legitimation ihrer Unterdrückung herhalten zu müssen.[6]

Die Säkularisierung luxurierender Sexualität

Ein Wissen um Verschwendung als feminine Qualität von Sexualität und Sinnlichkeit läßt sich auch noch in der bürgerlichen Kultur in palliativen Formen entdecken. Im Christentum wird beispielsweise der Typus der verschwenderischen Frau als Negativbild übermittelt, es ist durch einen starken patriarchalen Herrschaftsfilter „korrigiert", also verzerrt. Frauen wird Verführungslust, Wollust, Genußsucht unterstellt, und Männern droht daher die Gefahr, ihnen zu verfallen, womit nichts anderes gemeint ist, als daß sie fürchten, von ihnen beherrscht zu werden. In den Paulus-Briefen lassen sich eindeutige Warnungen vor der Sexualität von Frauen herauslesen. Männer werden aufgefordert, möglichst keine Frau anzurühren: Wenn sie mit einer Hure schlafen, droht ihnen der Fluch, mit ihr zu einem Fleische zu werden (vgl. Paulus, 1. Kor. 6,16 und 1. Kor. 7,1). Frauen sollen mit dieser Be-

gründung zu Scham und Zucht angehalten werden, sie werden ermahnt, dem Manne untertan zu sein.[7] Die Frau als sexuelle Verführerin, als Inkorporation von gefährlicher Sexualität ist deshalb auch ein Topos, der Anlaß zu Hexenverfolgungen gibt, wenn sie sich nicht „tugendhaft" verhält.

Dort, wo feminine Erotik sich in der neuen Welt, wenn auch in entfremdeter, gleichwohl aber im Verborgenen zugelassener Form gehalten hat, wie in der Prostitution, begegnen wir ebenfalls Verschwendung, die nun freilich für virile Bedürfnisse genutzt wird. Bei Mätressen und Kokotten und in verbotenen und verfemten Liebesverhältnissen haben sich Verschwendung und Mangel längst vermählt. Die Literatur hat zu diesem Thema faszinierende Frauenfiguren beigetragen, von denen nur einige genannt werden sollen: „Manon Lescaux" von Abbé Prevost, „Nana" von Emile Zola, „Madame Bovary" von Gustave Flaubert, „Josepha" von Balzac, die „Kameliendame" von Alexandre Dumas. Der Hang zur Verschwendung wird diesen Damen in der Regel zum Verhängnis: Sie müssen sterben. Dergestalt sanktioniert für ihr zügelloses Leben werden sie vernichtet, ausgerottet.[8] Ihre Zerstörung wird freilich als Ritual gefeiert: Sie wird an ständig neuen Figuren reproduziert, zelebriert, wohl zur Abschreckung, indessen auch zum Vergnügen.

Ein drastisches Beispiel männlicher Angst vor weiblicher Sinnlichkeit und Übermaß liefert Werner Sombart mit seiner Untersuchung über „Liebe, Luxus, Kapitalismus" (1912), in der er von der These ausgeht, daß Frauen, wenn sie sich sexuell ungehindert ausleben können, zu einer üppigen, exzessiven Lebensweise neigen. Sombart begreift unter Verschwendung oder Luxus, die, wie er weiß, ihren Ursprung in der Sexualität haben, lediglich Warenkonsum, also eine der Gesellschaft durchaus adäquate Form. Einige Frauen des Ancien régime, Mätressen, Kokotten, Kurtisanen, moniert er, haben wesentlich zur Entfaltung von Luxus und insofern überhaupt erst zur Durchsetzung kapitalistischer Produktion beigetragen. Ihre grenzenlose Genußsucht (als genetische Hypothese formuliert) hat die Bildung zahlloser Industrien notwendig gemacht[9], so daß in ihr die eigentliche Ursache der „Geburt" des Kapitalismus gesehen werden müsse. Verwegene (und im Verständnis Sombarts verfemte) Frauen einer vergehenden Gesellschaftsschicht tragen nach seiner Vorstellung im Nachhinein die Verantwortung, ja, die Schuld an der Entstehung einer Kultur, die dem ethnischen Lebensgefühl der Männer angeblich widersprochen haben soll.

Auch in der Moderne finden wir Verschwendung im Warenkonsum als eine hauptsächlich Frauen affizierte Eigenschaft. Bekanntlich zielt die moderne Konsumgüterwerbung bevorzugt auf diese Klientel. Die einheitliche und durchgehende Struktur von Verschwendung und die Kompensation in ihrer konstitutiven Seite, der Sexualität, verschmelzen hier möglicherweise in einem kulturell definierten und ökonomisch ausbeutbaren Verhaltensmuster.

Die Furcht vor ausufernder Sexualität bei Frauen ist an die Imagination ihrer Asozialität geknüpft. Unter den Maximen industrieller Kultur erfährt ihr Triebverhalten eine rationale Umorientierung, so daß sie in soziale, für das System integrative Verhaltensweisen einmünden. Sie zeigen nun erhöhte Soziabilität durch Hingabe, Aufopferung, Selbstverleugnung. Altruismus, Empathie, Abstinenz werden als zweckorientierte, funktionale Eigenschaften „frauliche" Tugenden.

In der Industriegesellschaft werden Frauen ihrer sexuellen Potenzen so weit enteignet, wie sie nicht für die Reproduktion der Gattung und ihre sozialen Pflichten umfunktioniert werden können. Ihr Begehren, ihre Lüste, ihre Wünsche werden durch maskuline Ansprüche attackiert, ihre Liebesfähigkeit wird sexuell gebändigt und institutionalisiert. In einer herrschaftlichen Verschmelzung von weiblichen Qualitäten mit männlichen Bedürfnissen wird die Potenz von Frauen auf Mutterfunktionen und Männerorientierung umgepolt. In der Identifizierung mit dem Negativbild ihrer Sexualität setzt sich eine der Gesellschaft adäquate Form neuer Sinnlichkeit, produziert durch instrumentelle Wertorientierungen, durch.[10] Sie ist der rationale Charakter ihrer Sexualität, durch den sie sich in Konfrontation mit Herrschaftsstrukturen zur Pflichterfüllung ohne Genuß, freilich mit dem Gewinn von Macht, entwickelt.[11] Allein, wenn Frauen sich dieser Pflicht widersetzen, können sie andere, auch alternative sexuelle Erfahrungen machen. Zahlreiche Beispiele – etwa vorliegende Biographien oder Autobiographien[12] – legen dafür Zeugnis ab.

Unterdrückte weibliche Sexualität korrespondiert in der Industriegesellschaft mit intellektueller Bevormundung von Frauen – so lautete eingangs meine Behauptung. Wie verhält es sich nun mit ihrem Denken?

Verändern Frauen ihre Denkstrukturen?

Frauen stehen in der modernen Welt vor einem Dilemma, wenn sie sich am Kulturprozeß, am politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Leben beteiligen wollen: Sie sind gezwungen, sich auf von Männern diktierte Denkstrukturen, auf herrschende intellektuelle Standards einzulassen, wenn sie gesellschaftlich wirksam werden wollen. Zugleich entfernen sie sich mit Zugeständnissen an die domi-

nante Männerkultur womöglich eigenen Denkweisen. Weibliche Anpassungsleistung hat in der Geschichte manchmal sogar so weit geführt, daß Frauen männliche Pseudonyme angenommen, also einen imaginären Geschlechtswechsel vollzogen haben.[13]
Das Problem, das sich in der Moderne stellt, ist, ob weibliche Denkformen nicht gleichermaßen von Rationalität durchdrungen sind wie das Denken von Männern, gleichwohl aber geschlechtsspezifische Ausprägungen aufweisen. Männlicher Intellektualität ist es bislang gelungen, sich Herrschaft zu sichern. Durch ihre Teilnahme am kulturellen Prozeß seit Beginn der Gesellschaft repräsentieren die Denkstrukturen von Männern Zivilisationsadäquatheit, ja, man kann sogar vermuten, daß sie bereits einen Zivilisationsüberhang offenbaren. Der Lebenszusammenhang von Frauen dagegen, in dem sich ihr Bewußtsein konstituiert, hat zunächst zu einem „Zivilisationsrückstand" geführt, wenn unter Zivilisation die Anpassung an Strukturen der Rationalität, instrumenteller Vernunft, verstanden wird. Der über Sachen, Sachlichkeit vermittelte Prozeß der Zivilisation hat Frauen nicht gleich so tief erfassen können wie Männer. Sie sind Sachzwängen nicht in vergleichbarer Weise ausgeliefert gewesen, weil sie personenorientierter gelebt haben. Der Lebenszusammenhang von Frauen bewahrt länger als beim anderen Geschlecht rudimentäre Erscheinungen aus vorindustrieller Welt, die sich durch ihre dominierende Konzentration auf das Familienleben, auf Kindererziehung, auf Gefühlsarbeit tradieren, obgleich sie auf Dauer ebenfalls in gesellschaftsadäquaten Formen des Denkens, Handelns und Fühlens, ihres Wollens, aufgehoben werden. Im Gegensatz zur Situation von Männern, die, durch ihr öffentliches Auftreten und durch universelle und ausschließliche Integration in die neue Produktion mit den Anforderungen einer Sachwelt konfrontiert, gezwungen werden, einen Bruch mit dem traditionellen Leben herzustellen, um sich in der neuen Welt - von ihnen selbst konzipiert - behaupten zu können, baut der Lebenszusammenhang von Frauen, in dem sich ihre Denkformen ausbilden, eher auf zwischenmenschlichen Beziehungen auf. Damit ist gemeint, von ihnen werden tatsächlich mehr emotionale Qualitäten gefordert als von Männern, ihre intellektuellen Fähigkeiten werden in andere Bahnen gelenkt als bei jenen. Aus den sozialen Erfordernissen wird abgeleitet, daß Frauen irrational, gefühlsbetont sind, daß sie sich mehr ihren Gefühlen als dem Verstand hingeben. An dieser Stelle wird deutlich, daß es sich hier bereits um die Folgen von sexueller Arbeitsteilung handelt, durch die ihre soziale Funktion zu ihrem Naturcharakter umdefiniert wird. Das Verhalten beider Geschlechter ist in seiner Verschiedenheit von gesamtgesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen gezeichnet, die ihre kulturellen Besonderheiten zu ihrer Natur umdefinieren.
Wollen Frauen der Mittelschicht - überwiegend die weibliche Intelligenz - heute zunehmend am öffentlichen Leben partizipieren, davon meine ich ausgehen zu können, so erfolgt ihr Integrationsprozeß über rationale Herrschaftszwänge, denen sie sich wie Männer unterwerfen müssen. Diese Anstrengung führt - im Gegensatz zur lange proklamierten und gehegten Verschiedenheit der Geschlechter zu einer Angleichung, die ihren realen Ausdruck in der, vor allem in bezug auf die jüngere Generation diskutierten Androgynität findet.[14] Obschon auch die Denkformen von Frauen rational geprägt sind, machen sie damit einen neuen Schritt intellektueller Veränderung durch, der ambivalent betrachtet werden kann: Er kann Anpassung an maskuline Denkstrukturen zur Folge haben oder auch intellektuelle Eigenständigkeit von Frauen überhaupt erst zur Geltung bringen. Beide Aspekte sollen hier verfolgt werden.
Zunächst will ich davon ausgehen, daß sich in der industriellen Gesellschaft weibliche und männliche Denkformen widersprüchlich, aber dennoch identisch entwickelt haben. Am eindeutigsten lassen sie sich mit der pauschalisierenden Polarität von Irrationalität und Rationalität benennen. Dabei ist zu beachten, daß mit der Frauen affizierten Irrationalität ihres Denkens paradoxerweise die der technischen Rationalität angemessene geschlechtsspezifische Denkweise angesprochen ist, mit der ihre intellektuelle Stigmatisierung vorgenommen werden kann. Irrationalität schlüsselt sich bei näherer Betrachtung auf als: konkretes, spontanes, mythologemisches Denken[15], das sich den strengen, logischen Normen technisch-funktionaler Rationalität entzieht. Rationales Denken von Männern steht statt dessen für: Planung, Funktionsorientierung, Systemvorstellungen. In Anbetracht der differenten Denkformen, die hier nur kurz erwähnt werden können, liegt es auf der Hand, daß ihre reale Ko-Existenz durch Herrschaft abgesichert ist, durch die sich der maskuline Denkansatz bisher im sozialen Leben als prävalent durchsetzen konnte, während Frauen nur ansatzweise in der Lage gewesen sind, sich aus ihrer intellektuellen Machtfalle zu befreien und Eigenständigkeit zu gewinnen.
Mit der Vermutung differenter Denkformen soll also nicht den Verfechtern solcher Theorien beigepflichtet werden, die Frauen gerne in den Status des dumpfen Naturweibchens ohne intellektuelle Qualitäten drängen möchten. Vielmehr gilt es zu zeigen, daß Frauen deshalb archaischere Denkformen affiziert werden können, weil sie sich technischer

Rationalität teils besser entziehen konnten und weil sie in der gesellschaftlichen Bestimmtheit ihres Denkens das Pendant zum männlichen Intellekt abgeben sollen. Einerseits ist ihnen der Zugang zur Zivilisation verwehrt worden, aber aus dieser Tatsache heraus haben sie eine spezifische Lebensweise ausbilden können, die in ihrem Denken Niederschlag findet.

Um dieses Phänomen zu begründen, soll noch einmal an die eingangs formulierte These erinnert werden, daß weibliches Denken assimiliert und synthetisiert worden ist, so daß es zwar widersprüchlich auftritt, für den sozialen Prozeß jedoch nicht sprengend gewirkt, mithin auch Formen einer Gesellschaftsadäquatheit angenommen hat. Die Behauptung der Herrschaftsunterworfenheit, der Subsumtion femininer Denkformen, bleibt indessen auch empirisch trivial, wenn man nicht die Frage nach dem Modus der Herrschaft stellt. Die Synthese femininen Denkens gelingt - unterstützt von latenten und manifesten Zwangsmechanismen - durch die Zuweisung und Fixierung von Frauen auf komplementäre Funktionen. Außerdem stellt das insinuierte Komplementaritätsverhältnis synthetisierende Gegensatzpaare bereit, die es gestatten, die in den Denkformen behauptete Bipolarität der Geschlechter scheinbar zwanglos als „wesensmäßig" zusammengehörig zu interpretieren, wie: rational-irrational, intellektuell-emotional oder gesellschaftsbezogen-naturorientiert. Solche Syntheseklischees sind gleichwohl nur ein Kompromiß, der in sich den Widerspruch der Verschiedenheit von Frauen trägt, die immer wieder zur Realität drängt, also eigene Durchsetzungskraft beansprucht. Als faktisches Substrat der Syntheseleistungen findet sich die Assimilation weiblicher Intellektformen in der Realität durch den vermeintlichen Naturcharakter der sozialen und individuellen Lebensbedingungen. Die Tatsache, daß Frauen aus Institutionen geistiger Arbeit wie beispielsweise der Universität weitgehend ausgeschlossen sind, wird in der Regel mit ihrer intellektuellen Unfähigkeit, nicht mit dem Interesse einer patriarchalen Institution begründet. Gestützt von Sozialisationsprozessen und Herrschaftszwängen können freilich auch im Selbstverständnis von Frauen ihre intellektuellen Qualitäten marginalisiert, destruiert werden.

Werden Frauen vernünftig?

Im unterschiedlichen Denken der Geschlechter läßt sich eine Verdoppelung von Herrschaft festmachen: Frauen haben durch irrationales, eben nichtrationales Denken eine der Industriegesellschaft weniger angemessene Position, die als inferior gegenüber dem Zivilisationsaspekt von Männern bewertet wird. Durch permanente Bestätigung dieser Form des Denkens als spezifisch weiblich erfährt sie eine Verfestigung und verselbständigt sich so weit, daß Frauen ihrem gesellschaftlichen Denkklischee selbst aufsitzen. Der andere Herrschaftsaspekt ergibt sich in dem Augenblick, in dem Frauen aus dem Schema der Irrationalität ausbrechen wollen. Sie müssen sich dann selbst disziplinieren, Männerniveau von „zivilisiertem" Denken übernehmen, also ihr Denken rationalisieren. Ihre Anpassung an herrschende Denkmuster, ihre Integration in Denkformen erfolgt freiwillig, indem Frauen sich nun einem Prozeß der Zivilisation aussetzen, sich der intellektuellen Selbstdisziplinierung, den Zwängen von männlicher Rationalität unterwerfen. Damit holen sie ihren am Niveau des anderen Geschlechts gemessenen „Zivilisationsrückstand" ein und werden gesellschaftsfähig. Dieser Vorgang belegt, daß der innere Disziplinierungsprozeß von Frauen bei weitem nicht so fortgeschritten ist, wie bei Männern. Im weiblichen Denken ist mehr Lebensnähe und Lebenswärme aufbewahrt gegenüber kalter Sachlichkeit und rationalem Kalkül. Um am Kulturprozeß der Gesellschaft stiftend und prägend mitwirken zu können, sind Frauen augenscheinlich gezwungen, sich mit den herrschenden Denkweisen auch die psychisch dominante Persönlichkeitsstruktur anzueignen.

Zuvor habe ich Freud zitiert, der die Meinung vertreten hat, daß zur Kulturbildung das Ausformen eines Über-Ichs notwendig ist. Diese Forderung trifft offensichtlich immer noch für die Industriegesellschaft zu, selbst wenn man berücksichtigt, daß sie in der Moderne eindeutige sozio-ökonomische Veränderungen aufweist. Ihre Gültigkeit soll mit einer These belegt werden, in die eine reziproke Erscheinung eingeht: Während Männer zunehmend ihre Charakterstruktur mit dem Abbau eines rigiden Über-Ichs, das zum Aufbau und zur Etablierung der Gesellschaft notwendig war, verändern, bauen Frauen in dem Maße, wie sie in den Kulturprozeß integriert werden, eine Über-Ich-Struktur auf. Die These des Abbaus des strengen Über-Ichs deckt sich mit den Aussagen von Christopher Lasch (1982), Thomas Ziehe (1975) und Richard Sennett (1974). Allerdings muß man ihre Untersuchungen dafür der Kritik unterziehen, daß sie in ihren Äußerungen über den neuen Sozialisationstyp, bei dem sie übereinstimmend die Reduktion von Über-Ich-Strukturen zugunsten von Gruppenorientierungen beobachtet haben wollen, durchweg den Typus des männlichen Jugendlichen zum Sozialisationstypus katexochen verallgemeinern. Alle drei genannten Analysen gehen nicht auf die geschlechtsspezifischen Differenzierungen der psychischen Strukturen Jugendlicher ein.

Sind Männer in der Moderne also triebhafter, spontaner, weniger ehrgeizig, arbeitsunwilliger und verleihen gerade dadurch der zeitgenössischen Form der protestantischen Ethik Ausdruck, zeigen Frauen ansatzweise Tendenzen zur Ausbildung solcher psychischer Strukturen, die den rationalen Maximen gerecht werden können.[16] Die Frage, die sich nun erhebt, ist, ob sich für Frauen mit einer veränderten Psychostruktur eine emanzipatorische Absicht verbinden kann oder ob es sich lediglich um die Basis eines neuen Zivilisationsschubes handelt, der, den gesellschaftlichen Zuständen geschuldet, doch nur bestehende Herrschaft in ihrer Ambivalenz von Patriarchat und Kapitalismus bestärkt. Und zwar dadurch, daß eine Transformation dieser neuen Ansätze im Denken und Handeln von Frauen in die existierenden sachlichen Strukturen stattfindet. Zu diesem Zivilisationsschub würde freilich gehören, daß Frauen in neuer Weise unter die Strukturen rationaler Herrschaft subsumiert werden können. Andererseits ist es auch denkbar, daß sich patriarchale Herrschaft ausgerechnet über brüchiger gewordene Über-Ich-Strukturen von Männern listig erneut stabilisiert. Denn Sennett hat einleuchtend herausgearbeitet, daß der Typus der narzißtischen Persönlichkeit, von der ebenfalls Lasch und Ziehe ausgehen, in Übereinstimmung mit den objektiven Verhältnissen und nicht im Widerspruch zu ihnen entstanden ist, weswegen wir es immer noch mit einer Charakterstruktur der protestantischen Ethik zu tun haben (vgl. R. Sennett, S. 373 ff).

Die Umorientierung von Frauen in der Moderne verstärkt die Furcht vor ihrem Geschlecht, weil sie nun offen als Rivalinnen und Konkurrentinnen in Männerdomänen auftreten. Der Geschlechterkonflikt nimmt neue Qualität an. Wenn auch die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen den Geschlechtern parallel zu den gesamtgesellschaftlichen Herrschaftsmechanismen subtiler, raffinierter werden, können sie durch ihre Unauffälligkeit desto sicherer wirken. Die Bedrohung, die vom weiblichen Geschlecht ausgeht, wird, auf die Ebene rationaler Herrschaft verschoben, in neuen Gewaltkonstellationen gebannt. Die gesamtgesellschaftlichen Zwänge bewirken bei Frauen stärkere Selbstkontrolle, die sie in die paradoxe Lage versetzt, mit dem Erobern von sozialem Terrain in der freiwilligen Angleichung an Strukturen der Männerwelt sich an der Arbeit zu ihrer Unterdrückung womöglich zu beteiligen. In der Ambivalenz von Emanzipation und Beherrschung, die sich hier auftut, kommt die Gefahr zum Vorschein, daß Frauen zu Erfüllungsgehilfen maskuliner Destruktionswünsche werden können, also womöglich maskierte Männerbedürfnisse befriedigen. Dadurch nimmt die Konkurrenz auch unter Frauen neue Formen an, die sich um Berufs- und Herrschaftspositionen zentrieren, ihre innergeschlechtlichen Differenzen können sich verschärfen.

Bei bestehendem Herrschaftsgefälle ist also der Ausbruch aus dem weiblichen Ghetto in die Öffentlichkeit nicht selbstverständlich mit Befreiung gleichzusetzen. Wenn auch das Erreichen des Zivilisationsniveaus für Frauen, verstanden als ihre bewußte Beteiligung am kulturellen Prozeß, als ein Erfolg zu betrachten ist, kann der Versuch einer Veränderung der gesellschaftlichen Situation erst im Abbau von Herrschaftsstrukturen, nicht in ihrer Perpetuierung liegen. Dafür ist freilich das Entstehen eines Selbstbewußtseins erforderlich, daß auf einer Synthesis von menschlichen Fähigkeiten und Potenzen, also auch der Aufhebung der Trennung von Intellekt und Sexualität beruhen müßte. Die Voraussetzung dafür ist eine Sinnlichkeit als Lebenseinstellung, für die Bedingungen geschaffen werden müßten. Vielleicht haben Frauen die historische Chance, ihre neuen Qualitäten in diesem Verständnis vernünftig sozial wirksam werden zu lassen.

Ilse Modelmog

Vortrag (überarbeitete Fassung), gehalten anläßlich des Symposions „Geschichte der Universität", Workshop „Frauen und Universität", Wien, November 1984.

Anmerkungen

1 *Luce Irigaray* hat in ihrer berühmten Rede in Rom (28. 5. 1982) darauf aufmerksam gemacht, daß alles „Miköse", also alles Eklige, Schleimige aus der Gesellschaft ausgeklammert, marginalisiert oder verschwiegen wird. Dazu ist anzumerken, daß der französische Begriff muqueux eine größere Assoziationsbreite als Synonyme in der deutschen Sprache aufweist (vgl. *L. Irigaray,* 1983, S. 10).

2 Der Begriff des Mangels findet sich in verschiedenen Theorien als zentrale Kategorie, so bei *Marx* als Grundbegriff seiner Kritik der politischen Ökonomie oder bei *Lacan* als Grundlage von psychoanalytischer Theorie. Von beiden Theoretikern wird nicht der Aspekt reflektiert, daß es sich um einen geschichtsspezifischen Begriff handelt, der in ihrer Theorie als Universalie gebraucht wird. Der Entstehungszusammenhang des Begriffs wird nicht reflektiert.

3 In Korinth war die Bedeutung des Wortes Vulva identisch mit dem Begriff Schwein (vgl. hierzu *G. Devereux,* 1981, Abb. Nr. 8, 14 und S. 36).

4 Die vielfältigen mythischen Varianten der Baubo hat *George Devereux* herausgearbeitet (vgl. ebenda).

5 Damit soll nicht ausgeschlossen werden, daß die tantrische Liebeslehre auf die Dauer eine Verkehrung erfahren hat, so daß sie in Verbindung mit Herrschaft gegen die Bedürfnisse von Frauen für die Genußsteigerung von Männern eingesetzt wurde.

6 Vgl. *G. Devereux,* 1981, S. 91. Eine ähnliche These hat in der Moderne *M. J. Sherfey* aufgestellt, indem sie behauptet, da Frauen aufgrund ihrer Potenzfähigkeit zur Asozialität tendieren, müßten sie entsprechend kontrolliert werden, um sich in soziale Zusammenhänge einbinden zu können (vgl. *M. J. Sherfey,* 1975, S. 218 ff).

7 Vgl. hierzu im Alten Testament u. a.: Sprüche 31, 1–31; Hier geht es um die Beschreibung des „tugendsamen Weibes" und die Warnung an Männer, den „Weibern" nicht ihre Kraft zu lassen.

8 *W. Pohrt* hat z. B. auf den ökonomischen Aspekt von Verschwendung im Rahmen verbotener Liebe in den Romanen von Balzac hingewiesen (vgl. *W. Pohrt,* 1982, S. 7 ff).

9 Sombart scheut sich nicht, folgende grotesk wirkende Assoziationskette aufzustellen: Frauen–Sinne–Erotik–Luxus–Zuckerindustrie. Die Einrichtung von Zuckerindustrien sind ein Produkt der Luxusbedürfnisse von Kokotten – behauptet er jedenfalls.

10 Hier können zahllose Beispiele dafür angeführt werden, daß Frauen auf ihre Orgasmusfähigkeit zugunsten von Mütterlichkeit verzichtet haben. Beispielhaft soll die Diskussion in der Psychoanalyse angeführt werden, in der auch Frauen diesen Standpunkt in bezug auf weibliche Sexualität vertreten haben (vgl. *J. Chasseguet-Smirgel,* 1974).

11 Vgl. hierzu auch das Material von *Edward Shorter* über weibliche Sexualität (vgl. *E. Shorter,* 1984).

12 Als Beispiele vgl. *H. Fritz,* 1980, oder *Laure (Colette Peignot),* 1980

13 Erinnert sei an *George Sand* oder *Karoline von Günderode* mit dem Pseudonym „Tian".

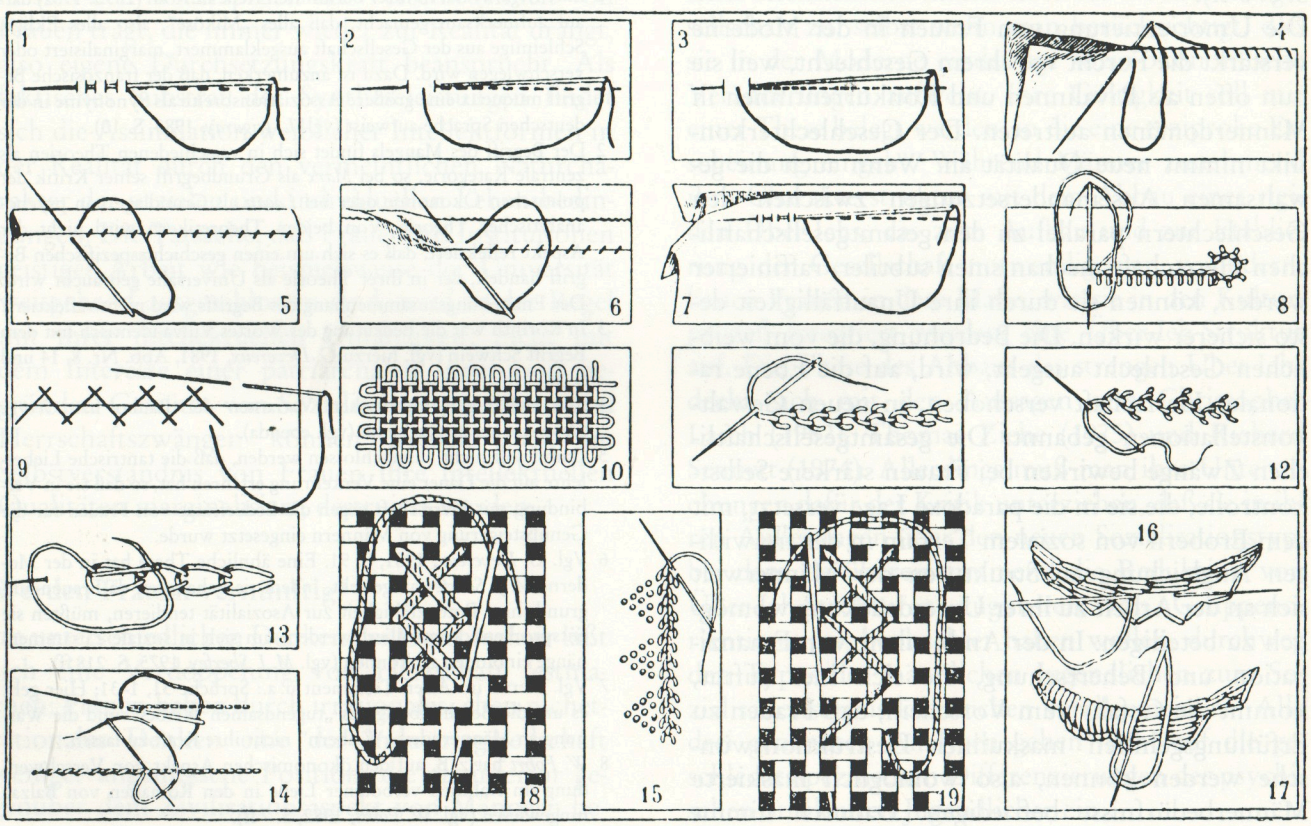
14 Sie scheint mir ein neues ideologisches Moment im Geschlechterkonflikt zu sein, weil wir es trotzdem immer noch mit dem Patriarchat zu tun haben, auch wenn sich eine Aufweichung von starren Geschlechtsklischees konstatieren läßt.

15 Die differenten Denkformen von Frauen und Männern in der industriellen Gesellschaft habe ich an anderer Stelle analysiert (vgl. *I. Modelmog,* 1984).

16 Zu vermuten ist in diesem Zusammenhang außerdem, daß auf diesem Wege die Sexualität von Frauen ebenfalls dem rationalen Charakter maskuliner Triebstruktur adäquater wird.

Literaturverzeichnis:

Janine Chasseguet-Smirgel (Hrsg.), Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt 1974. *George Devereux,* Baubo. Die mythische Vulva, Frankfurt 1981. *Barbara Franck,* Der ungeliebte Mann, in: Stern Nr. 52/1984. *Sigmund Freud,* Das Unbehagen in der Kultur, Werke Bd. IX, Frankfurt 1974, S. 191–271. *Helmut Fritz,* Die erotische Rebellion. Das Leben der Franziska Gräfin zu Reventlow, Frankfurt 1980. *Michel Foucault,* Sexualität und Wahrheit, Frankfurt 1977. *Luce Irigaray,* Römische Thesen, in: Tageszeitung, 1. 11. 1983. *Christopher Lasch,* Das Zeitalter des Narzißmus, Gütersloh 1982. *Laure (Colette Peignot),* Schriften, München 1980. *Ilse Modelmog,* Geist und Geschlecht, in: Weibliche Wissenschaft – männliche Wissenschaft, Oldenburg 1984, S. 19–39. *Wolfgang Pohrt,* Endstation, Berlin 1982. *Richard Sennett,* Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt 1983. *M. J. Sherfey,* Die Potenz der Frau, Wien 1975. *Edward Shorter,* Der weibliche Körper als Schicksal, München 1984. *Werner Sombart,* Liebe, Luxus, Kapitalismus, München 1967. *Ashley Thirleby,* Das Tantra der Liebe, Frankfurt/Berlin/Wien 1978. *Thomas Ziehe,* Pubertät und Narzißmus, Frankfurt/Köln 1975



Nachlaß

Für Ingeborg Bachmann

Geh du in deinen Schmerz hinein
den du haben wolltest
wie eine Sonne über dir
ein gleißendes Meer in der Tasche
den Mandelmond hinter dem Vesuv
der sich nächtlich erbricht.
Wolltest du denn eine vernünftige Welt
aufgebahrt auf einem löwenfüßigen Katafalk
und ein persönliches Puppenspiel
gefaltet in einer Streichholzschachtel?
Geh du in deinen Schmerz hinein
dies fünfstöckige städtische Haus
und folg der Straße, die führt
geradewegs in die zivilisierten Löwengruben.

Warum denkst du immer noch in Säulen
und ich in Netzen? Auch Troja fiel
wenn denn vom Fallen geredet wird
und Fische sterben in Öl
aufzuckend in den verseuchten Meeren.
Zu Lebzeiten hätten wir uns schlecht verstanden.
Wir aber sind tot und leben
in kühl gekachelten Höhlen
drei Fuß unter den Wandelgängen der Männer.
Briefe erreichen uns mit vertauschten Küssen
blutorangenrot gefärbt
und glatt wie italienische Telefonmünzen.
Du hast vergessen, einen Nachsendeantrag zu stellen.
Antworte nicht. Schweig nicht.

Ich glaub nicht an die Sommerzeit
und wenn kein Hahn nach uns kräht, erschrick nicht.
Ich glaub nicht an die Eingeweide von Lehrerinnen
gegürtet mit Richtlinien und Erlassen.
Und auch du nicht. Wassermelone und Feuerbohne:
Die wachsende Stille in Watteteich
ein abschüssiges Ufer importierter Gefühle.
Bleib. In die Uniform eines Augenblicks gesteckt.
Die Küsten, die du liebst, sind jetzt untertunnelt
mit einem Vierkantschlüssel montiert ein Mann die Welt
von der du dir deinen Teil reißen wolltest.
Geh du und bleib.
Und brich die Zeile –

Ursula Krechel

Literatur, die uns aufgefallen ist

Sibilla Aleramo, Liebesbriefe an Lina. Hrsg. v. Alessandra Cenni, Neue Kritik, Ffm. 1984

„blattgold. Termine + Informationen für die Berliner Frauenscene", hrsg. v. GOLDRAUSCH-Frauennetzwerk Berlin, erscheint ab Januar 1985 monatlich.
Das Gründungsmotiv für dieses Kalendarium verstehen die Herausgeberinnen als Behebung einer notstandsähnlichen Situation: „Seit es die Courage nicht mehr gibt, erfahren wir Termine, die für uns interessant sein könnten, zu spät, erst im Nachhinein oder haben was Kleingedrucktes in der TAZ übersehen oder uns über was falsch Ausgedrucktes in Zitty geärgert. Keine gute Situation für die, die was anzukündigen haben, wie für die, die was erleben wollen." „blattgold" will ein verläßlicher Leitfaden für aktuelle & ständige Termine der Frauenscene sowie das Fernsehprogramm sein, darüber hinaus informiert das Kalendarium über die Arbeit des GOLDRAUSCH-Frauennetzwerks, kündigt geplante Veranstaltungen von Frauenprojekten an, auch eine Art Schwarzes Brett soll in Zukunft nicht fehlen. Für den Magen ist eine Sparte „Rezept" eingerichtet. GOLDRAUSCH „versteht dieses Blatt als eine Form der Unterstützung für die Berliner Frauenprojekte. Sie haben nicht nur die Möglichkeit, Aktivitäten und Veranstaltungen anzukündigen, sondern können bei uns auch sehr preiswert Anzeigen reinsetzen." „blattgold" soll „zwischen 1,- und 2,- DM kosten, je nach monatlichem Umfang und Herstellungskosten." Uns lag die kostenlose Null-Nummer, Januar 1985, zur Rezension vor. Interessentinnen können „blattgold" abonnieren (Preis: 30,- DM im Jahr) und wenden sich bitte an das GOLDRAUSCH-Büro, Frauennetzwerk Berlin, Fürbringerstr. 29, 1000 Berlin 61, oder überweisen 30,- DM auf „das Konto ‚GOLDRAUSCH', C. Gatz, Sparkasse der Stadt Berlin West, BLZ 100 500 00, Konto Nr. 0310 014 182, mit dem Hinweis: ‚BLATTGOLD-Abo ‚85'." (Alle Zitate aus: ‚blattgold' Nummer 0, Januar '85; für die Richtigkeit der Kontonummer übernimmt die SB keine Gewähr).

FRAU - Realität und Utopie. Hrsg. v. Christa Köppel/Ruth Sommerauer, Verlag der Fachvereine an den Schweizerischen Hochschulen und Techniken, Zürich 1984

Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung. Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien, 16. bis 19. April 1984. Herausgeberinnen: Wiener Historikerinnen. Wiener Frauenverlag. Frauenforschung Band 3 (1984)

Milena Jesenská, „Alles ist Leben". Feuilletons und Reportagen 1919–1939. Hrsg. v. Dorothea Rein. Neue Kritik, Ffm. 1984

Herta Müller, Niederungen. Prosa. Rotbuch Berlin 1984

Gertrude Stein, Kriege, die ich gesehen habe. Suhrkamp Ffm. 1984

ich setze die levkoien
als metapher für mein unvermögen
denn ist die metapher schön
ist es auch mein unvermögen.

Elfriede Czurda

Sämtliche Bücher sind erhältlich im Frauenbuchladen *Lilith,* Knesebeckstr. 86/87, 1000 Berlin 12, Tel.: 3 12 31 02.

Veranstaltungshinweis

Vom 19.4.–21.4. 1985 veranstalten die „Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.", Köln und der AK Frauenpolitik der Grünen im Bundestag einen Kongreß „FRAUEN GEGEN GENTECHNIK UND REPRODUKTIONSTECHNIK". Ort: IGS Bonn-Beuel, Siegburger Str. 321. Schriftliche Anmeldung erforderlich. Für telef. Rückfragen ist bei den „Grünen Frauen" ein Kongreßtelefon eingerichtet, Tel.: 0228/16 92 67 (Mo.–Fr. 14.00–17.00 Uhr).

HOMELESS WOMEN: THE DEPRESSION
PUBLICITY FOR TRAVELLERS AID SOCIETY, 1932
(Edward Steinchen

DIE SCHWARZE BOTIN

8,- DM (Buchhandel) 7,- DM (Abonnement)

Texte

Elfriede Czurda, komm 3

Hanna Schnedl-Bubeniček, Die andere Wirklichkeit.
Traumsprache und Sprachkörper bei Ingeborg Bachmann 4

Elfriede Jelinek, Irmgard Keun und die Sprache des Kindes 9

Branka Wehowski, HA! H, ache, la hache 12

Hanna Hacker, Edelmann und Goldmarie 1890.
Zum homophilen Studium einer „Gräfin in Männerkleidung“ 16

Katharina Riese, Selbstportrait mit Taube 26

Ilse Modelmog, Werden Frauen vernünftig? 29

Ursula Krechel, Nachlaß. Für Ingeborg Bachmann 37

Literatur, die uns aufgefallen ist 38

Impressum:

DIE SCHWARZE BOTIN
Herausgeberin: Brigitte Classen. Verantwortlich für den Textteil: Branka Wehowski, Brigitte Classen.Redaktion dieses Heftes: Branka Wehowski. Mitglieder der Redaktion: Elfriede Jelinek, Brigitte Classen, Branka Wehowski, Marie-Simone Rollin. Redaktionsanschriften: Brigitte Classen, Berliner Str. 124, 1000 Berlin 31, Tel. 0 30/8 21 86 33; Branka Wehowski, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, Tel. 0 30/8 83 87 34; Elfriede Jelinek, Jupiterweg 40, A-1140 Wien; Marie-Simone Rollin, 37, rue Saint-Fargeau, F-75020 Paris. Alle Verlagsrechte vorbehalten. Verlag: Marina Auder, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, Tel. 0 30/8 83 87 34; Erscheinungsweise: vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Jahresabonnement: DM 28,–; Versandkosten trägt der Verlag. Abonnementsbestellungen sind an den Verlag Marina Auder, Fasanenstr. 55, 1000 Berlin 15, zu richten. Sonderkonte Marina Auder, Sparkasse der Stadt Berlin West 0710 106 106; PSchA Berlin West (Marina Auder), 3537 53 100. Aufnahme der Lieferung gilt als Zahlungsbestätigung. Satz und Druck: Jürgen Kleindienst, Blücherstr. 31a, 1000 Berlin 61; Vertrieb für Berlin und die BRD: Regenbogen Buchvertrieb, Seelingstr. 47, 1000 Berlin 19, Tel. 0 30/3 22 50 17; Vertrieb für Österreich: Karl-Heinz Marenke, Linke Wienzeile 100/18, A-1060 Wien, Tel. 02 22/56 34 88.